

Gunter Arentzen

PARAFORCE



BAND 1

Aller Anfang ist schwer

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Gunter Arentzen

Paraforce

Band 1

Aller Anfang ist schwer ...

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de



Prolog

Der nackte Tod

I

Kolumbien

Die Toten hängen nackt an den Bäumen wie Girlanden an Weihnachten. Drei Männer und zwei Frauen, keiner von ihnen älter als dreißig Jahre.

Das Sterben der Gehenkten dauerte mehrere Minuten. Man erwies ihnen nicht die Gnade eines langen Falls. Das wäre wohl zu schnell gegangen.

Stattdessen zog man sie einfach ein paar Zentimeter in die Höhe; gerade so weit, bis ihre Füße keinen Kontakt mehr zum Boden hatten.

Die Verurteilten zappelten und strampelten, schwangen vor und zurück und gaben erbärmliche Laute von sich, während sie stranguliert wurden. Ihre Gesichter färbten sich blau, die Zungen quollen zwischen den Lippen hervor. Urin floss, eine der Frauen ließ Kot unter sich fallen und die Männer spritzten noch einmal ab; sehr zur Belustigung der Wärter, die dem entwürdigenden Sterben der Delinquenten ebenso beiwohnten wie die Gefangenen in ihren Zellen.

Kaum einer, der nicht an den Fenstern seines Gefängnis-

ses klebte, um die Exekution mit einer Mischung aus Horror, Erregung und Faszination zu verfolgen.

Nun baumeln die Delinquenten unter der heißen Sonne Kolumbiens. Fliegen lassen sich auf ihnen nieder, angezogen vom Gestank der Leichen. Die Verwesung setzt bei der hohen Luftfeuchtigkeit und den warmen Temperaturen sehr schnell ein. Wenn sie die Gehenkten nicht bald abnehmen, wird es ziemlich hässlich.

Langsam wende ich mich ab und kehre zurück zu meiner Pritsche.

Offiziell gibt es in Kolumbien keine Todesstrafe mehr. Sie wurde bereits 1910 abgeschafft, was für die damalige Zeit eine ziemliche Leistung war.

Inoffiziell schert sich in den abgelegenen Provinzen des Landes kein Schwein darum, ob diese oder jene Strafe zulässig ist oder nicht. Die Urteile werden hier nicht von Richtern in Roben gesprochen, sondern von den Handlangern reicher Drogenbarone, die ihren Stoff weltweit exportieren, sich Privatarmeen halten und ganze Städte oder Regionen *besitzen*.

Darum wird auch kein Blatt über die Exekution berichten und keine Moderatorin darüber sprechen.

Wahrscheinlich wissen nicht einmal die Angehörigen der Toten, was ihnen widerfuhr. Für die Menschen außerhalb der Gefängnismauern sind die drei Männer und zwei Frauen seit ihrer Verhaftung tot; verschwunden, aus dem Gedächtnis gelöscht.

In Kolumbien ist es besser, nicht nach Verschwundenen zu fragen. Man könnte schließlich der Nächste auf der Liste sein.

Die Gefängniskleidung klebt an meinem Körper. Der dünne Stoff wird durch den Schweiß durchsichtig, sodass nicht nur meine Brüste zu erkennen sind, sondern auch

meine Scham.

Ich stinke, aber das interessiert hier niemanden. Jeder Insasse stinkt, denn die eine Dusche am Morgen genügt nicht. In den Zellen haben wir zwar Toiletten, die diesen Namen kaum verdienen, sowie ein Waschbecken mit einem Hahn für kaltes Wasser. Doch aus dem kommt nur ein dünnes Rinnsal. Seife ist zudem in den Zellen verboten.

So manch ein Insasse wird die Toten um ihr Schicksal beneiden.

Der Strang mag grausam sein, aber das Sterben dauert nur ein paar Minuten. Die Zellen sind nur auf den ersten Blick gnädiger; sie bieten ein Sterben, das Monate oder Jahre währt.

Mit den Händen wische ich mir den Schweiß von der Stirn, ehe ich das Shirt ausziehe und über den Stuhl hänge. Zwar liege ich nun mit entblößtem Oberkörper auf der harten Pritsche, aber das spielt keine Rolle. Jeder Wärter hat meine Brüste gesehen, die meisten haben sie berührt. Als Frau ist man Freiwild für die Männer, die trotz eines kargen Gehalts jeden Tag erneut zum Dienst erscheinen.

Schon in der ersten Woche im Gefängnis lernte ich, wie das lief. Entweder ich machte meine Beine breit, wenn es einer dieser Wichser wollte, oder er holte ein paar seiner Kollegen.

Die Frage ist nicht, ob sie dich ficken dürfen. Die Frage ist nur, wie viele Schmerzen du dabei erleidest.

Letztlich ist es nur Sex; kein Grund also, sich das Leben schwerer zu machen, als es ohnehin schon ist.

Blöd nur, dass manche von den Wärtern genauso stinken wie wir Häftlinge.

II

Noch vor dem Abendessen werden die Gehenkten abgenommen. Auf ein Begräbnis verzichtet man; die Toten werden auf die Pritsche eines alten Pick-ups gelegt und davongekarrt. Wahrscheinlich finden sie ihre letzte Ruhestätte irgendwo im Regenwald. In ein paar Wochen sind sie verschwunden.

Inzwischen trage ich mein Shirt wieder. Es ist trocken, sodass ich den Männern vor der Zelle keinen allzu einladenden Anblick liefere. Dennoch starren sie hin und wieder durch die Gitter und rufen mir ein paar Worte zu, die ich jedoch kaum verstehe. Zwar spreche ich Spanisch, nicht aber den Dialekt dieser Region.

Um sechs gibt es Essen. Eine Schale mit dünner Suppe, dazu ein Fladen ungesäuerten Brotes und ein Liter Coca-Tee. Selbst der Übergewichtigste schafft es hier, sein Idealgewicht zu erreichen. Das Essen enthält kaum Fett, Nährstoffe sind ebenfalls nicht enthalten. Es reicht, um nicht zu verhungern. Mangelercheinungen sind jedoch keine Seltenheit. Das Haar wird spröde, die Nägel weich und die Knochen entkalken mit der Zeit.

Nach ein paar Jahren ist man ein Wrack, dann stirbt man. Sofern man so lange durchhält. Selbstmorde kommen recht häufig vor. Besonders bei jenen, die ein faires Schnellverfahren hatten – fünf Minuten vor einem *Richter*, der einen verschwinden lässt.

Noch während ich esse, bricht im Hof Tumult aus.

Neugierig trete ich erneut an das vergitterte Fenster und schaue hinaus. Die Gehenkten sind verschwunden. Dafür wird eine junge Frau zu den Bäumen gezerrt, an denen die Verurteilten exekutiert wurden.

Einer der Wärter hält eine Geißel in Händen, sein Blick

drückt Genugtuung aus.

Kurz darauf steht die Gefangene mit entblößtem Rücken zum Gefängnis, gefesselt an Händen und Füßen.

Die Show beginnt.

Zehn Hiebe prasseln auf den Rücken der jungen Frau nieder. Bei jedem Schlag zuckt sie zusammen. Anfangs schreit sie ihren Schmerz heraus, doch bald schon wird daraus ein Wimmern. Blut fließt über ihre Haut und tropft zu Boden.

Nach dem neunten Schlag verliert sie das Bewusstsein, den zehnten Hieb bekommt sie nicht mit.

Die Männer nehmen sie ab und schleifen sie zurück zu den Zellen. Ein *Arzt* nimmt sich nun ihrer an, versorgt die Wunden und verabreicht ihr ein Antibiotikum. Ohne Verband würden sich Fliegen in den Wunden einnisten, ihre Eier ablegen und sie auf diese Weise binnen weniger Wochen töten.

Ich weiß, wovon ich spreche, denn ich hing insgesamt dreimal an dem Baum und kostete die Peitsche. Zweimal weigerte ich mich, einem Wärter einen zu blasen, beim dritten Mal wusste ich nicht, was sie mir vorwarfen. Vermutlich hatten sie einfach Lust, die Europäerin zu peitschen.

Es bedarf keines echten Anlasses.

Verbittert denke ich an die Narben, welche die Lederriemen mit den kleinen, metallenen Kügelchen zurückgelassen haben. Zwar war ich auch vor meiner Gefangenschaft keine Schönheitskönigin, der Knast hat mich jedoch noch unansehnlicher gemacht.

Mein einst langes, schwarzes Haar wurde gestutzt, damit ich mir kein Ungeziefer einfange. Brüste und Po, ohnehin nicht besonders üppig ausgefallen, sind noch magerer geworden und über meinen Körper ziehen sich hässliche

Narben. Peitschenhiebe, Messerschnitte und Fäuste haben Spuren hinterlassen, die ein Schönheitschirurg nur unter größtem Aufwand verschwinden lassen könnte; falls überhaupt.

Einzig meine Muskeln sind nicht geschrumpft, denn ich halte mich einigermaßen fit. Liegestütze, Sit-ups und Klimmzüge an den Gittern eines unter der Zellendecke angebrachten Fensters sorgen dafür, dass ich eines Tages dieser Hölle entfliehen kann. Oder bei dem Versuch sterbe; je nachdem.

Da ich nicht sonderlich groß bin, kann ich dem Kugelhagel der Wärter vielleicht entgehen.

Oder sie blasen mir das Hirn aus dem Schädel. Auf jeden Fall wird eine Flucht meine Situation entscheidend verbessern.

Laura, du bist im Arsch, schießt es mir zum wiederholten Male durch den Kopf. Ein Gedanke, der mich seit meiner Verhaftung und Verurteilung nicht mehr loslässt.



Kapitel 1

Tod aus den Wolken

I

Kolumbien

»Stewart, hier ist dein Fraß.«

Der Mann, der mir das Tablett mit meinem Frühstück durch die Klappe in der Zellentür reicht, lacht meckernd.

In einem grauen Brei schwimmen zwei dunkle Punkte. Vermutlich Fliegen oder Käfer, die sich in den Topf verirrt haben.

Neben der Schale liegt wieder ein Fladen ungesäuerten Brots, der Tee wird in einer Kanne aus weichem Plastik serviert.

Da es nur drei Mahlzeiten gibt und keine davon sättigend ist, verkneife ich mir einen Kommentar. Es ist besser, die Fliegen aus dem Brei zu fischen und den Rest hinunterzuschlingen, statt die Schale gegen die Wand zu werfen. Zum einen würde ich riskieren, auf Null-Diät gesetzt zu werden, zum anderen wäre ein solches Verhalten gut für ein paar Hiebe mit der Peitsche.

Die Insekten fliegen elegant durch die Zelle und schaffen es zwischen den Gitterstäben hindurch ins Freie. Sie bewegen sich nicht aus eigenem Antrieb, denn dazu sind sie zu

tot. Vielmehr werden sie von mir mittels Augenmaß und Löffel hinauskatapultiert, damit sie in der feuchten Hitze des Tages verrotten.

So wie die Gehenkten vom Vortag nun irgendwo da draußen liegen und verrotten. Wir Gefangenen hingegen verrotten in unseren Zellen, und das bei lebendigem Leibe.

Vielleicht sollte ich mich auch im Brei ersäufen? Vielleicht sollte ich einsehen, dass ich ohnehin von einer Scheiße in die nächste stolpere?

So vieles lief schief in meinem Leben.

Das fing bei meiner Geburt an, die meine Mutter fast das Leben kostete. Erst in letzter Sekunde sprang sie dem Tod von der Schippe.

Während meiner Kindheit entdeckte mein Vater seine Lust an Gewalt und pädophilen Spielen, sodass der hoch angesehene Professor für Archäologie und Geschichte häufig in mein Zimmer kam und jeden noch so kleinen Vorwand nutzte, um mich mit einem Gürtel zu schlagen, meinen geröteten, wunden Hintern mit Lotion einzureiben und dabei ganz ungeniert an meinem Fötzchen zu spielen.

Kurz vor meiner Volljährigkeit war ich es, die dem Tode knapp entkam, denn ich wurde in einen Autounfall verwickelt, der vier Menschen das Leben kostete. Für ein paar Sekunden sah ich mich selbst tot auf der Erde liegen, ehe die lebensrettenden Maßnahmen der Sanitäter fruchteten.

Auf ein eigenes Studium verzichtete ich. Mein Vater hatte mir all das Wissen eingepprägelt, welches seiner Meinung nach wichtig war. Verschiedene lebende und tote Sprachen, Perioden, Königslisten – meine gesamte Jugend war ein einziges Studium gewesen. Ich hätte an jedem archäologischen Kongress teilnehmen können, ohne dass mein mangelndes Diplom einem der Experten aufgefallen wäre. Du meine Güte, selbst Praxiserfahrung ließ er mich

sammeln. Während meine Freundinnen in ein Sommercamp fuhren, flog ich nach Ägypten oder Südamerika, um an Ausgrabungen teilzunehmen.

Niemand dort ahnte, wie sehr mich das alles ankotzte. Niemals, nicht in einer Million Jahre, wäre ich auf die Idee gekommen, tatsächlich Archäologie zu studieren. Allein der Gedanke daran, in die Fußstapfen meines Vaters zu treten, ließ mich bereits würgen.

Dass ich am Ende eine Polizistin wurde, die in London für Recht und Ordnung sorgen wollte, dann aber vom britischen Secret Service rekrutiert wurde, versetzte meinem Alten Herrn, der zu dieser Zeit bereits auf dem absteigenden Ast war, einen herben Schlag. Während ich versuchte, meinem Land auf die bestmögliche Weise zu dienen, verschrieb sich *Professor Stewart* seltsamen Theorien, die ihn schließlich ins Abseits der allgemein anerkannten Lehre führten. Ein Niedergang, der mir sehr viel Freude bereite- te, auch wenn ich die Debatten um seine Werke, die von Göttern, Dämonen und *Kreaturen jenseits des menschlichen Verstandes* handelten, nur am Rande verfolgte. Aufträge führten mich in den Irak, nach Afghanistan und Afrika.

Leider starb mein Vater, bevor er sich vollends der Lächerlichkeit preisgegeben hatte. Er kreperte in einem heißen, stickigen Zelt, betrauert von seinen Begleitern, die nicht minder verrückt waren wie er.

Sein Tod wirkte befreiend auf mich. So viel Hass, so viel Zorn, der mit ihm starb.

Leider hielt diese Befreiung nicht sonderlich lange an.

Ein kleiner, eher unbedeutender Auftrag führte mich nach Kolumbien. Hier wurde ich festgenommen, als Spio- nin abgeurteilt und in eine Zelle gesperrt. Die Kolumbianer wollten keine Informationen von mir. Keine Folter, keine langwierigen Verhöre. Sie wussten ohnehin, dass es um

den Drogenhandel ging.

Ihnen war nur wichtig, mich verschwinden zu lassen.

Möglich, dass sich die britische Regierung um mich bemüht hätte. Aber meine Kontaktpersonen in Vauxhall Cross wussten nicht einmal, was mir widerfahren war.

Statt befreit zu leben, sitze ich nun in dieser elenden Zelle und sterbe jeden Tag ein bisschen mehr. Vielleicht wäre es doch nicht schlecht, dort draußen zu baumeln. Was sind ein paar Minuten der Qual gegen die Zeit, die noch vor mir liegt?

Mit einem leisen Seufzen stelle ich den Becher zur Seite. Der Brei schmeckte süß, das Fladenbrot hingegen neutral; so wie stets. Inzwischen habe ich mich an den Fraß gewöhnt, er kann mich nicht mehr schocken.

Gerade als ich mich wieder auf die Pritsche legen will, wird die Zellentür aufgeschlossen. Einer der Wärter tritt ein und grinst mich an. »Zeit für die tägliche Dusche, Stewart. Schwing deinen süßen Arsch, sonst trete ich dir rein.«

Er wirft mir achtlos ein grobes Handtuch sowie ein Stück benutzter Seife zu, während er die Hände in die Hüften stemmt.

Ergeben stehe ich auf und passiere ihn.

Die Hygieneräume befinden sich am Ende eines langen Ganges, an dem sich die Zellen zu beiden Seiten aneinanderreihen wie Perlen an der Schnur.

Mehrere Frauen, allesamt Einheimische, werden aus ihren Zellen geführt. Die Wärter behalten uns im Auge; jederzeit.

Frische Kleidung liegt bereit, als wir die Duschen erreichen. Ich ziehe mich aus und stelle mich unter eine der Brausen. Kurz darauf prasselt das Wasser auf mich nieder. Ein gutes Gefühl, wie ich zugeben muss. Der Schweiß des

vergangenen Tages fließt ab, für ein paar Minuten kann ich mich frisch und sauber fühlen. Das hält zwar nicht lange an, ist aber besser als nichts.

Die gierigen Blicke der Männer fallen mir auf. Offenbar gefällt ihnen meine Andersartigkeit. Weiße, inzwischen bleiche Haut, kleine Brüste und dünnes Haar. Selbst meine Nippel sind deutlich kleiner als jene der anderen Häftlinge.

Wenn ich zu einem letzten Akt ansetze, nehme ich einen dieser Wichser mit. Es ist ein stummes Versprechen. Einen Favoriten habe ich jedoch nicht, sie alle haben mir Schmerzen zugefügt, sie alle kamen in meine Zelle, um Spaß zu haben. Wen es am Ende erwischt, ist mir daher ziemlich egal.

Mit dem Handtuch rubbele ich mich trocken, greife zu der Wäsche und schlüpfte hinein. Den Blicken der Wärter entgehen zu wollen wäre sinnlos. Sie starren, als ich mein Bein hebe und ihnen damit einen Blick auf meine Schnecke gewähre. Vielleicht besucht mich einer von ihnen später, vielleicht auch nicht.

»Also schön, dann zurück in die Zellen. Ihr hattet genug Spaß für heute«, bellt einer der Männer. Lachen erklingt, einer der Wärter applaudiert.

»Fahr zur Hölle«, knurre ich und schaue jenen an, der den Spruch gerissen hat. »Gib mir deine Peitsche, dann haben wir Spaß.«

»Wie war das?«, fragt er drohend und kommt auf mich zu, in der Hand seine Neunschwänzige. »Willst du zehn?«

»Leck mich am Arsch!«

Die offene Rebellion sorgt für Unruhe. Nicht nur die Wärter sind erstaunt, sondern auch die Frauen. Manche weichen erschrocken zurück, andere raten mir, mich sofort zu entschuldigen. Wieder andere grinsen, als würden sie sich darauf freuen, mich in Ketten zu sehen.

»Du hast dir gerade eine gehörige Tracht Prügel einge-

handelt, Stewart. Ich zieh dir die Haut in Streifen vom Leib, das ...«

Was immer er sagen will, geht unter. Plötzlich, wie aus dem Nichts, jagen Helikopter rings um das Gefängnis in die Höhe. Schüsse fallen, Detonationen lassen den Boden erzittern.

Jener mit der Peitsche starrt mich an. Vielleicht denkt er, ich wüsste mehr als er. Vielleicht glaubt er, ich habe etwas mit dieser Aktion zu tun.

Dabei bin ich ebenso erstaunt wie er.

Wieder fallen Schüsse. Die Wand des Waschraums wird von außen getroffen, ein Loch klafft dort, wo sich zuvor Toiletten und Waschbecken befanden.

Meine Chance!

Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, handle ich. Nicht die Peitsche des Wärters ist mein Ziel, sondern seine Pistole, die er am Gürtel trägt. Mit einem Hieb gegen den Kehlkopf schalte ich den Mann aus, werfe mich zu Boden und greife zu, als er röchelnd zur Seite kippt.

Der schwere Revolver bellt auf, als ich zweimal abdrücke und damit zwei weitere Wachen töte.

Die Helikopter gehen derweil über dem Hof in Stellung. Ein Wachturm wird von einer Luft-Boden-Rakete getroffen und zerstört, mehrere Wärter von den großkalibrigen Kugeln der Bordkanonen getroffen und regelrecht zerfetzt.

Die Kavallerie, denke ich froh. Die Frauen drängen indes zum Loch in der Wand, halten aber entsetzt inne, als ich erneut abdrücke und eine von ihnen treffe; wenn auch nicht tödlich.

»Zurück!« Mein Befehl, auf Spanisch gebrüllt, wird verstanden. Plötzlich weichen die Insassinnen zur Seite, um mich durchzulassen.

Schnell drücke ich mich hindurch. Nun erst kann ich die

Maschinen sehen, die biblischen Racheengeln gleich über dem Gefängnis kreisen. Die Piloten feuern auf jeden, der ihnen bedrohlich erscheint.

Einer der Hubschrauber sinkt dem Boden entgegen. Die Maschinen tragen keine Hoheitsabzeichen und keine sonstigen Symbole, mittels denen man sie identifizieren könnte.

Rasch halte ich auf jenen zu, der zur Landung ansetzt.

Der Pilot sieht mich kommen, dreht die Schnauze etwas und schon zeigen die Bordkanonen in meine Richtung.

Fuck!

Mit einem beherzten Sprung bringe ich mich in Sicherheit, während die Kugeln den Boden dort aufpflügen, wo ich mich Sekunden zuvor noch aufgehalten hatte. *Die sind nicht wegen mir da. Aber was soll die Scheiße dann?*

Staub wird aufgewirbelt. Er verdeckt mir die Sicht, schützt mich jedoch gleichzeitig.

Geduckt eile ich dem Helikopter entgegen. Vielleicht denkt der Pilot, er habe mich erwischt. Oder will nicht auf den Falschen feuern. Daher schweigen seine Waffen.

Vor mir taucht die olivgrüne Maschine auf. Ich sehe die schwere Schiebetür, die just in diesem Moment geöffnet wird. Zwei Männer in gleichfalls grüner Uniform werden sichtbar. Sie halten Maschinengewehre in Händen, die ihnen aber nichts nützen. Mein Auftauchen überrascht sie ebenso wie die Kugeln, die aus dem Lauf meiner Pistole jagen.

Getroffen werden sie ins Innere des Helikopters geschleudert und bleiben dort liegen. Sie sind tot, daran besteht für mich kein Zweifel.

Noch bevor der Pilot reagieren kann, bin ich im Inneren und schließe den Ausstieg. Dann richte ich die Waffe auf den Hinterkopf des Mannes. »Hochziehen!«

»Kann ich nicht«, erwidert er auf Spanisch. »Wir müssen

General ...«

Was immer er noch sagen will, interessiert mich nicht. Hart schlage ich zu und schalte den Piloten mit dem Hieb aus. Anschließend zerre ich ihn vom Sitz. Erst jetzt sehe ich, dass mehrere Männer auf den Hubschrauber zulaufen. Einer von ihnen ist ein übergewichtiger Gefangener, die anderen sind Wärter.

Sie winken, als wollten sie dem Piloten ein Zeichen geben. Da dieser jedoch schläft, kann er die Gesten nicht erwidern.

Inzwischen sitze ich auf dem Pilotensitz, lasse den Motor aufheulen und ziehe den Hubschrauber in die Höhe.

Verblüffung zeichnet sich auf den Gesichtern der Männer ab, als sie mich in die Höhe steigen sehen. Wieder winken sie. Dann werden sie von einer Garbe der Bordkanonen getroffen und schon enden all ihre Sorgen.

Ich setze das Headset auf, um den Funkverkehr der anderen Maschinen verfolgen zu können. Deren Piloten haben begriffen, dass etwas nicht stimmt, und fordern mich zu einem Statement auf.

Jener, der mir am nächsten ist, erhält es in Form großkalibriger Kugeln, die seine Frontscheibe zerschlagen und im Cockpit einige Verwüstung anrichten. Er dreht ab, jagt schräg nach links und erwischt den dritten und letzten Hubschrauber.

Das war zwar nicht geplant, kommt aber nicht ungelegen.

Während die beiden Maschinen einen kleinen Reigen aufführen und schließen detonieren, fliege ich über das Gefängnis hinweg.

Mir bleibt nur eine Chance – ich muss den Luftraum Kolumbiens verlassen, will ich lebend nach England gelangen.

Hierzu gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder ich fliege nach Peru, lande und lasse mich von den dortigen Behörden in Haft nehmen, um anschließend Vauxhall Cross zu informieren.

Oder ich versuche mein Glück via Funk.

Ich glaube, mir scheint die Sonne aus dem Arsch, schießt es mir durch den Kopf, als mein Funkruf von einem Mann mit unverkennbar texanischem Akzent beantwortet wird. Er gehört einem Funkoffizier des Flugzeugträgers USS Harry S. Truman. Die CVN-75, so die Kennung des Schiffs, befindet sich knapp außerhalb kolumbianischer Hoheitsgewässer und damit innerhalb der Reichweite meiner Maschine.

Fast schon glaube ich, Ostern und Weihnachten würden künftig an einem Tag gefeiert, als das Radar mehrere anfliegende Maschinen aus dem Landesinnern anzeigt. Offenbar möchte die kolumbianische Regierung nicht, dass ich das Land verlasse. Oder sie denken, ich sei einer der Verbrecher, die das Gefängnis angegriffen haben. Möglich auch, dass sie den General an Bord des Helis wähen.

Noch sind es ein paar Meilen, bis ich Kolumbien hinter mir gelassen habe. Zu weit, um den rasch näher kommen Jets zu entgehen.

»CVN-75, ich habe unfreundliche Jungs an meinem Heck, die mich partout nicht gehen lassen wollen«, rufe ich in das Mikrofon. *Verdammt, Laura – du bist nicht dem Knast entkommen, um jetzt abgeschossen zu werden. Diese Ironie wäre kaum noch zu toppen.*

Während die Jets näher und näher kommen, gehe ich tiefer und fliege dicht über den Wipfeln dahin. Sollte es hart auf hart kommen, muss ich eben eine Bruchlandung in Kauf nehmen und mein Glück zu Fuß versuchen.

Es knackt in den Lautsprechern. Einer der Piloten der

Abfangjäger fordert mich auf Spanisch auf, mich zu ergeben und sofort zum Gefängnis zurückzufliegen. Sonst, so schwört er, würde er mich vom Himmel pusten.

Irgendwie glaube ich ihm sogar.

»CVN-75, ich muss ...« Noch bevor ich den Satz beende, tauchen neuerliche Punkte auf dem Radar auf. Sie kommen mir entgegen, sind also von der Seeseite aus gestartet. *Gepriesen sei der Skipper der Truman.*

Meine Verfolger sehen, was sich ihnen da nähert und haben es plötzlich gar nicht mehr so eilig, mich vom Himmel zu holen. Mehr noch, sie werden regelrecht panisch. Einer von ihnen schreit die Amerikaner an, sie würden fremden Luftraum verletzen, gegen Abkommen verstoßen und sich strafbar machen – bla, bla, bla.

Die Antwort des US-Piloten kommt recht unbeeindruckt daher. »Sie verfolgen eine britische Staatsbürgerin. Sie lassen den Helikopter in Ruhe und schon sind wir die besten Freunde.«

Zu meinem Erstaunen bleiben die Jets zurück. Zwar drehen sie nicht ab, nehmen aber deutlich Geschwindigkeit zurück.

Ein Seufzen kommt über meine Lippen, während ich unbehelligt das offene Meer erreiche und kurz darauf die Lichter der CVN-75 sehe.

Angst, mit dieser Aktion einen diplomatischen Zwischenfall ausgelöst zu haben, kommt nicht auf. Die Kolumbianer werden ihre Klappe halten, da meine Inhaftierung alles andere als koscher gewesen war. Und die Amerikaner werden ebenfalls keine Lust haben, die Sache an die große Glocke zu hängen. Wie so oft ist am Ende gar nichts geschehen.

Willkommen in der Welt der Geheimdienste ...



Kapitel 2

Der Tod in mir

I

USS Harry S. Truman

Es ist ein gutes Gefühl, auf der klimatisierten Krankenstation des Schiffes in einem weichen Bett zu liegen, frisch geduscht und wohl duftend, gesättigt von Pfannkuchen mit Ahornsirup, Eiern, Speck, Weißbrot und Joghurt, Kaffee und Cornflakes.

Nach einem Telefonat mit Vauxhall Cross (Sie leben noch, Agent Stewart? Sie glauben nicht, wie froh wir sind. Ruhen Sie sich aus, dann schicken Sie einen Bericht. Lassen Sie sich alle Zeit der Welt ...) und einem Gespräch mit dem Skipper des Schiffs, der meine Einschätzung zur diplomatischen Situation teilt, bleibt mir nichts weiter zu tun, als mich aufpäppeln zu lassen.

Die vergangenen Monate waren die Hölle und sie scheinen vorbei.

Das zumindest glaube ich, bis Doktor Percy Bancroft an mein Bett tritt, ein Klemmbrett in der Hand. Sein Blick, den er mir durch die dicke Brille schenkt, ähnelt jenem billiger Fernsehärzte, wenn sie einem Patienten den persönlichen Weltuntergang verkünden. *Miss, Sie müssen nun sehr tapfer*

sein, denn ...

Zum Glück erspart mir Bancroft eine solche Floskel. Er richtet seine Brille, hebt das Klemmbrett und seufzt.

»Heraus mit der finsternen Wahrheit«, ermuntere ich ihn gut gelaunt. Noch glaube ich, dass mir nichts den Tag verderben kann.

Ein Irrtum, wie sich zeigt.

»Unterernährung mit den typischen Folgen, die wir jedoch behandeln können«, beginnt er seine Aufzählung. »Keine akute Wunden, dafür aber einige Narben, die sich ein plastischer Chirurg anschauen sollte. Außerdem ...«

Wieder richtet er seine Brille.

»Außerdem?«, will ich wissen.

»Außer einer Hepatitis, die wir wahrscheinlich mit Antibiotika in den Griff bekommen, haben wir bei Ihnen eine weitere Infektion diagnostiziert. Es tut mir leid, Agent Stewart, aber Sie sind HIV-positiv.«

Für einen Moment glaube ich, Bancroft habe einen schlechten Scherz gemacht. Ich *hoffe*, dass es lediglich ein Scherz ist. *Ha, ha, nein, das nicht. Keine Angst, es kommt alles in Ordnung.*

Aber der Chefarzt der Truman bricht nicht in Gelächter aus, er löst den Witz nicht auf. Er bleibt ernst, fast mitleidig, und wartet auf meine Reaktion.

»Das ist ... Diese Bastarde.« Unbeholfen krallen sich meine Hände in die Decke. Ganz verschiedene Gefühle gären in mir. »Sind Sie sicher? Ich dachte, ein solcher Test würde Tage dauern. So lange bin ich doch noch gar nicht hier.«

»Wir arbeiten mit Schnelltests«, erklärt er mir. »Natürlich haben wir genauere Untersuchungen in die Wege geleitet. Die Chance, dass sich die ersten Ergebnisse als falsch herausstellen, sind allerdings sehr gering.«

»Und jetzt?« Noch immer fällt es mir schwer, einen kla-

ren Gedanken zu fassen. Was mir der Arzt da mitteilt, ist für mich kaum zu begreifen. »Wie ... wie geht es nun weiter?«

»Das sollten Sie mit Ihrem Hausarzt besprechen. Wir laufen in ein paar Tagen Pearl Harbor an. Eine Maschine bringt Sie zurück nach England. Bis dahin erhalten Sie von uns eine vitaminreiche Aufbaunahrung sowie eine erste Therapie, um das Virus zurückzudrängen. Wir haben entsprechende Medikamente an Bord.«

Er geht und ich bleibe mit meinen trüben Gedanken allein.

HIV-positiv.

Lebenslange Medikamenteneinnahme, extreme Vorsicht bei jeglichen Sexualkontakten. Isolation, Angst als ständiger Begleiter.

Warum nicht gleich eine Kugel in den Schädel jagen?

Sie haben mich misshandelt und mich missbraucht. Am Ende konnte ich ihnen entfliehen – nur, um irgendwann an einem beschissenen Virus zu sterben. An einer Altlast.

Tränen rinnen mir über die Wangen. Am liebsten würde ich schreien, meiner Verzweiflung Luft machen.

Am Ende kommt jedoch nur ein leises Wimmern über meine Lippen, während ich mich umwende und mein Gesicht in das Kissen presse.



Kapitel 3

And the Band played on

I

Peterborough

Mein Vater war ein elender Schweinehund. Aber er war auch ein reicher Schweinehund, was mir nun zum Vorteil gereicht.

Vor meiner Gefangenschaft und – vor allem – vor meiner Infektion hätte ich weder sein Geld noch sein Haus auch nur mit dem kleinen Finger angerührt. Ich hatte mein Erbe zwar formal angetreten, nicht aber real. Weder hatte ich auch nur einen Cent von den Konten abgehoben, noch war es mir wichtig gewesen, das alte Herrenhaus in Peterborough in Besitz zu nehmen.

Nach dem Tode meiner Mutter hatte Vater dieses Anwesen erworben und seinen gesamten Besitz dorthin schaffen lassen. Unzählige Bücher, Schriften, Artefakte und Karten. Manche Zimmer glichen daher fast Ausstellungsräumen.

Das Anwesen verfügt über zehn Schlafzimmer, einen großen Salon, zwei Wohnzimmer, mehrere Bäder, eine Küche, in der man ein Dinner für das House of Lords zubereiten könnte, eine Halle mit Marmorboden und Fresken an der Decke, eine Bibliothek, um die mich so mancher Wis-

senschaftler beneiden würde, sowie einen Arbeitsraum, in dem die EDV-Anlage neben den schweren Schreibtischen, hohen Sesseln und antiken Sekretären wie ein Anachronismus wirkt.

Die Fenster blicken von diesem Raum in einen großen Park, der von einem Gartenservice in Schuss gehalten wird. Eine große Standuhr tickt mit schwerem Klang und der Globus, der die Welt zur Zeit des Empires zeigt, lässt sich öffnen – im Inneren befindet sich die Bar mit erlesenen Bränden.

Im Tiefgeschoss des Hauses ließ mein Vater einen Wellnessbereich einbauen; inklusive Sauna und Bad. Daneben, und hier zeigt sich seine Spleen, befindet sich eine uralte, restaurierte Kultstätte der Kelten. Sie wurde entdeckt, als Arbeiter den Whirlpool einbauen wollten, und mein Vater hatte nichts Besseres zu tun, als sie wiederherstellen zu lassen. Wie schon gesagt – er war verrückt und das gefiel mir. Hätte er nur etwas länger gelebt, um seinen Ruf vollends zu ruinieren ...

Die Infektion hatte sich natürlich bestätigt. Bancroft machte mir keine Hoffnung, sodass mich der abschließende Befund nicht weiter überraschte.

Immerhin zeigte sich der MI6 kulant, auch wenn die Freude über meine Rettung dank der Infektion gedämpft ausfiel. Unbefristete Beurlaubung, die in eine Kündigung umgewandelt werden kann, sollte ich dies wünschen.

Eine Rückkehr in den aktiven Dienst als Außenagentin schloss mein Führungsoffizier zwar aus, bot mir aber verschiedene Alternativen. Analyse, elektronische Spionage oder Presseabteilung.

Dinge, die ich verabscheue.

Ich wurde nicht Agentin, um irgendwelche Protokolle

auszuwerten. Ich wurde Agentin, um den Terror an vorderster Front zu bekämpfen. Um dort zu sein, wo es gefährlich ist.

Im Hinblick auf mein Erbe und die trüben Aussichten, die mir das Leben nun noch bietet, liebäugle ich tatsächlich mit meinem Abschied vom Secret Service.

Mein Blick fällt auf den glänzenden Monitor eines iMac. Neu, kaum ein Monat alt, und leistungsfähig.

Der Computer, den mein Vater benutzte, war schon bei meiner Inhaftierung veraltet.

Das weiße Blatt der Textverarbeitung ist auf dem Bildschirm zu sehen. Ein blinkender Cursor wartet auf meine Eingabe.

Ein Verleger bot mir eine hübsche Summe für ein Buch über meine Zeit im kolumbianischen Gefängnis. Tatsächlich scheint es mir eine gute Idee zu sein, meine Erlebnisse zu Papier zu bringen. Der Welt zu erzählen, welch eine verdammte Scheiße da lief.

Das Problem ist nur, dass ich bislang nicht schriftstellerisch tätig war. Entsprechend schwer fällt es mir, mich auf das Projekt einzulassen. Mehr als die Überschrift und ein paar einleitende Worte fielen mir bislang nicht ein.

Nachdenklich greife ich nach einem Glas mit orangefarbener Flüssigkeit. Vitamine, die meine Abwehrkräfte stählen sollen. Zudem enthält der Drink Koffein; es soll die Müdigkeit, eine der Nebenwirkungen der HIV-Medikamente, dämpfen.

Zumindest schmeckt das Zeug.

Der nackte Tod. So soll das erste Kapitel, der Prolog, überschrieben sein. Immerhin steht dies bereits fest.

Langsam fallen mir auch die ersten Sätze ein. Die Toten hängen nackt an den Bäumen wie Girlanden an Weihnachten. Drei Männer und zwei Frauen, keiner von ihnen älter

als dreißig Jahre.

Okay, ich habe keine Ahnung, ob das gut ist. Aber es ist authentisch, also lasse ich es so stehen. *Das Sterben der Geh-enkten dauerte mehrere ...*

Ich schaue auf. Nicht der Text irritiert mich, sondern ein sonderbares Geräusch. Eines, das ich nicht erwartet habe.

Jemand öffnet die große Haustür, und zwar mit einem Schlüssel.

Alarmiert greife ich nach meiner Pistole, die in der obersten Schublade des Schreibtisches liegt, gleite vom Stuhl und husche durch den Raum.

Schritte erklingen aus der Halle.

So leise wie möglich laufe ich über den dicken Teppich, der im Flur des ersten Stocks ausgelegt ist, und gehe neben der Treppe in Stellung.

Eine junge Frau, in der Hand eine Notebook-Tasche, auf dem Rücken ein Rucksack, geht in meine Richtung.

Eine Gefahr geht von ihr nicht aus, darum lasse ich die Pistole sinken. »Kann ich Ihnen helfen?«

Erschrocken bleibt die Fremde stehen. Sie mustert mich ängstlich, ihr Blick klebt an meiner Waffe. »Bitte«, presst sie nach ein paar Sekunden hervor, »ich will keinen Ärger. Nehmen Sie sich, was Sie wollen, und dann verschwinden Sie.«

Ich neige den Kopf zur Seite. »Wer zur Hölle sind Sie und was machen Sie in meinem Haus?«

Nun blinzelt sie fragend. »In *Ihrem* Haus? Ich weiß ja nicht, wer *Sie* sind, aber das hier ist das Haus von Professor Stewart.«

»Das *war* das Haus von Professor Stewart, denn dieser ist tot«, erkläre ich lakonisch. »Und das seit einiger Zeit.«

»Das weiß ich«, giftet sie, »denn ich war seine Assistentin. Aber das erklärt nicht, was Sie hier zu suchen haben

und warum Sie behaupten, es sei Ihr Haus!«

Seufzend wende ich mich um. »Noch niemals etwas von *Erbschaft* gehört?«

»Erbsch ...« Endlich begreift sie. »Laura Stewart, die Tochter des Professors? Es hieß, Sie seien in Kolumbien verschollen.«

»Jetzt bin ich wieder da. Mein Leben ist ein bisschen kompliziert, darum habe ich das mir so verhasste Erbe doch angetreten. Es ist daher *mein* Haus, *mein* Wagen in der Garage und *mein* Motorrad. So zumindest steht es im Testament des Professors.«

»Natürlich.« Die ehemalige Assistentin meines Vaters lässt die Schultern hängen. »Ich wohnte hier, auch nach seinem Tod. Nun bin ich obdachlos.«

»Wo waren Sie denn die letzten Wochen über?«, wundere ich mich. Okay, ich hatte in einem Zimmer Frauenkleider gefunden, dazu Bücher und all die anderen Dinge, die auf einen weiteren Bewohner hindeuteten. Ich nahm an, dass sich mein Vater eine Angestellte gehalten hatte, vielleicht auch eine Geliebte – etwas in der Art.

Das Zimmer war unberührt geblieben, da ich es nicht benötigte und hoffte, jemand würde den Plunder abholen.

»Ausgrabungen in Ägypten. Ziemlich spannend, denn wir fanden Artefakte, die ...« Sie winkt ab, als ihr klar wird, dass mich das nicht sonderlich interessiert. »Dann sollte ich wohl mal meine Sachen packen.«

»Und wo gehen Sie hin? Freunde? Eltern?«

»Ich ziehe in eine Pension und suche mir eine Wohnung. Machen Sie sich keine Sorgen, ich komme unter.«

Ich zucke mit den Schultern. »Es ist ein großes Haus, Sie haben Ihr eigenes Bad ... Meinetwegen können Sie auch bleiben.«

»Wirklich? Sie kennen mich doch gar nicht!«

»Sie mich auch nicht. Aber da Sie nicht aussehen, als würden Sie mich im Schlaf ermorden ... Es ist mir schlicht egal.«

Sie starrt zu mir hinauf. »Ich heiße Jane«, lässt sie mich wissen. »Jane Malorny. Danke, dass Sie mich nicht vertreiben.«

»Lassen wir die Förmlichkeiten, wenn wir schon unter einem Dach wohnen. Ich heiße Laura.« Damit kehre ich zurück in das Büro, setze mich an den Rechner und versuche, an meinem Text zu arbeiten.

II

»Dein Vater war ein sehr netter Mann. Ich bewunderte ihn schon während meines Studiums und als er eine Assistentin suchte ... Es war anders, als ich es erwartet habe, aber ...«

Wir sitzen beim Abendessen. Während ich an meinem Text arbeitete, hatte sie den Tisch gedeckt. Zwar nicht sonderlich liebevoll, aber vor mir steht all das, was ich gerne esse.

»Mein Vater war ein pädophiler Sadist, der mir meine Kindheit und Jugend zur Hölle machte. Ich hoffe, er schmort in der tiefsten Hölle«, lasse ich meine neue Mitbewohnerin wissen. »Ich will nicht wissen, wie toll du ihn gefunden hast und mir sind auch die Lobpreisungen seiner Kollegen egal. Zum Ende hin machte er sich ziemlich lächerlich, und das gefiel mir.«

Jane starrt mich an, als käme ich nicht aus London, sondern vom Mars. Ihr Mund ist halb geöffnet, ihre Hand mit dem Messer in der Luft erstarrt. »Bitte ... *wie* war das?«, fragt sie nach ein paar Sekunden leise, ungläubig.

»Er misshandelte und missbrauchte mich. Der Welt

konnte er ein falsches Gesicht zeigen, aber ich kenne seine dunklen Seiten. Sie kotzen mich noch heute an. Sein Tod war kein Verlust – zumindest nicht für mich.«

»Das tut mir ...« Sie lässt den Arm sinken. »Er sprach hin und wieder von dir. Nun verstehe ich, was er meinte. Er sagte einmal, er habe eine Schuld auf sich geladen, die ihm niemand vergeben könnte. Und er sagte, er habe dich verloren. Nie im Traum hätte ich gedacht, dass er dich ...«

»Nun kennst du die Wahrheit. Sie ist bitter, schmerzlich und sie ist Vergangenheit, denn er ist tot. Reden wir nicht mehr darüber.«

Jane nickt, während sie sich eine Scheibe Weißbrot schmiert. Dann, nach ein paar Sekunden, schaut sie auf, greift nach meinen Medikamenten, die ich neben mein Glas mit Vitaminsaft gestellt habe, und hebt sie hoch. »Wie ...?«

»Gefangenschaft in Kolumbien. Als Frau dient man dort als Sperma-Auffangbecken. Einer von den Wachen hinterließ mir ein Abschiedsgeschenk, als ich floh.« Ich nehme ihr die Medikamente ab. »Mein Leben wurde dadurch ziemlich kompliziert. Darum habe ich mich hierher zurückgezogen. Die Ärzte meinen, die Tabletten könnten das Virus zurückdrängen, aber es wird stets ein Teil von mir sein.«

»Das tut mir leid.« Sie räuspert sich. »Dein Vater sagte, du wärest eine Polizistin geworden? Wie gerät man dabei in kolumbianische Gefangenschaft?«

»Ich arbeitete – arbeite – für die Regierung. Aber das ist vertraulich, darum kann ich dir nicht mehr sagen.«

Sie pfeift durch die Zähne, grinst mich aber an. »Dein Vater hatte zum Schluss ebenfalls mit der Regierung zu tun. Er schlug ihnen ein Programm vor, das den Arbeitstitel *Paraforce* trägt. Sagt dir das etwas?«

»Nie gehört«, gebe ich zu. »Mein Vater arbeitete für die Regierung? Welche Stelle denn?«

»Secret Service. Es geht um parapsychologische Bedrohungen jedweder Art.«

»Parapsych ... Ach du heilige Scheiße«, entfährt es mir. »Kein Wunder, dass wir eine Wirtschaftskrise haben, wenn Regierungen für solch einen Humbug Geld ausgeben.« Ich schüttele anklagend den Kopf. »Dann gehörst du also auch zu diesen *neuen Anhängern*, die sich um den Professor scharten, als dieser mit seinen idiotischen Theorien um die Ecke kam.«

»Ich war seine Assistentin in eben jener Zeit. Und ja, ich glaube an das, was wir erforscht haben. Es gibt Beweise, die lassen sich nicht einfach beiseite schieben.«

Ich winke ab. Mein Vater, Erich von Däniken, von Buttlar und wie sie alle heißen – in meinen Augen haben die alle einen Knall.

Zum Glück stehe ich mit meiner Meinung nicht alleine. Die meisten Menschen, die sich einen Rest Vernunft bewahrt haben, sehen das so.

Schade, dass Jane offenbar zu jenen gehört, die ihren Verstand in der nächsten Pfandleihe versetzt haben. Sie ist hübsch, jung und agil. Dennoch ist das Ende ihrer Karriere bereits erreicht, denn als überzeugte Assistentin von *Creepy Stewart*, wie mein Vater zum Schluss spöttisch genannt wurde, wird sie keinen ernsthaften Forschungsauftrag ergattern können. Mehr noch, niemand wird sie in seinem Team haben wollen aus Angst, sich lächerlich zu machen.

»Solange du nicht versuchst, mich von diesem Mist zu überzeugen, habe ich kein Problem mit deinen Ansichten. Auch wenn es deiner Reputation nicht sonderlich gut tun wird. Aber bei McDonald's sollen sie ja recht ordentlich bezahlen ...«

Sie neigt den Kopf zur Seite. »Glaub mir, so ist es nicht. Das ist das 21. Jahrhundert, die Dinge sind stark im Wandel. Man muss sich nicht mehr schämen, nur weil man an paranormale Phänomene glaubt. Das ist vorbei.«

»Gut für dich.« Damit beende ich mein Mahl. »Ich gehe noch eine Runde in den Whirlpool. Wenn du mich begleiten möchtest ...«

Sie nickt. Gemeinsam räumen wir den Tisch ab und die Küche auf, dann holen wir unsere Badesachen. Wir kennen einander noch nicht gut genug, um nackt im sprudelnden Wasser zu sitzen.

Während wir entspannen, lasse ich meine Gedanken treiben. Ich kam hierher, um Ruhe und Abgeschiedenheit zu finden. Stattdessen fand ich eine Mitbewohnerin, mit der ich das große Haus teilen kann. Das Leben geht seltsame Wege.

Wäre ich auch geflohen, hätte ich von meiner Infektion gewusst? Oder wäre es mir lieber gewesen, in eine Kugel zu laufen?

Verdammt, noch immer schwirrt der Gedanke durch meinen Kopf. Die Pistole in den Mund nehmen, abdrücken und ... Der Tod ist schneller als der Schmerz, als die Angst, als der Überlebenswille. Zumindest dann, wenn ich es richtig mache. Ohne zu zögern, ziehen, in den Mund halten und *peng*.



Kapitel 4

Perspektiven

I

Peterborough

»Woran arbeitest du?«, will Jane wissen, nachdem wir ein gemeinsames Frühstück eingenommen haben. Sie steht hinter mir, in der Hand ein Glas mit meinem Vitaminsaft. Interessiert schaut sie mir über die Schulter, liest ein paar Sätze und wendet sich erschrocken ab. »Das ist grauenvoll!«

»Das ist die harte Realität«, lasse ich sie wissen. »Die Realität, wie sie sich mir während meiner Gefangenschaft darstellte. Unverfälscht, in all ihrem Grauen.«

Sie legt eine Hand auf meine Schulter. »Du hast die Hölle durchgemacht. Erst als Kind, dann in Kolumbien. Wie wirst du damit fertig?«

»Nicht besonders gut«, repliziere ich und lehne mich zurück.

Die Berührung tut gut. Jemand gibt mir zumindest für einen kurzen Augenblick Nähe. Dieses Gefühl empfand ich nicht mehr, seit man mich in Kolumbien einsperrte. Zuvor hatte ich Freunde, Freundinnen, ein Leben außerhalb des Dienstes.

Das alles ist vorbei. Zwar gaben jene, die einst meine Freunde waren, eine Party zu Ehren meiner Rückkehr – sehr schnell machte ich ihnen jedoch klar, dass ich nicht mehr der Mensch war, den sie kannten. Dass sie mich besser in Ruhe lassen sollten und ich keine besonders angenehme Gesellschaft darstellte.

Kolumbien und vor allem das Virus in meinen Körper haben mich gebrochen. Auch wenn es mir erst nach meiner Flucht an Bord des Flugzeugträgers klar wurde.

»Und du? Womit beschäftigst du dich?«, will ich mit geschlossenen Augen von ihr wissen. Noch immer ruht ihre Hand auf meiner Schulter, übt leichten, beruhigenden Druck aus. Shit, sie ist jünger als ich und doch suche ich bei ihr ein wenig Halt. Auch wenn wir einander kaum kennen.

»Ich beende die Projekte deines Vaters. Jene, die er begonnen oder zumindest organisiert hat, bevor er starb. Obwohl ich nicht mehr sonderlich viel zu tun habe, denn die einst lange Liste ist abgearbeitet.« Sie setzt sich mir gegenüber auf den Schreibtisch und lässt die Beine baumeln. »Ich weiß nicht, was ich anschließend tun soll. Meine bisherigen Bewerbungen wurden abgelehnt, da meine bisherigen Forschungen und auch meine Überzeugung in diesem Gebiet abseits dessen liegen, was *geachtete* Universitäten suchen. Das wäre kein Problem, hätte der Tod deines Vaters keine Schockstarre ausgelöst, sodass momentan niemand neue Projekte dieser Art initiieren möchte. Eine Bewegung hat zu früh ihre geistige Kapazität verloren.«

Wie tragisch ... »Das tut mir leid für dich. Wenn ich dir helfen kann, dann lass es mich wissen.«

Sie zuckt mit den Schultern, kommt aber nicht mehr dazu, etwas zu erwidern. Ein Viertel schwingt durch das Haus, und dies mehrfach.

»Das scheint aber ein dringender Besuch zu sein«, scherze ich und stehe auf.

Gemeinsam gehen wir die Treppe hinunter, durchqueren die Halle und stehen bald vor der Tür. Da sie teils aus dickem, buntem Glas besteht, sehen wir undeutlich die Konturen von zwei Männern.

Ich öffne – und seufze innerlich. Denn vor der Tür stehen Sir Isaac Tennant, seines Zeichens Mitarbeiter des Außenministeriums, sowie Charles Lowe, mein Vorgesetzter.

Tennant mustert erst mich, dann Jane – und lacht leise auf. »Was sagt man dazu – die beiden Frauen, die wir besuchen wollten, unter einem Dach. Heute ist unser Glückstag, Mister Lowe.«

»Sieht ganz so aus«, bestätigt mein Vorgesetzter. »Dürfen wir eintreten?«

»Natürlich.« Jane und ich geben den Weg frei, sodass die beiden Männer die Halle betreten können. »Tee? Kaffee? Kalte Getränke?«, biete ich an.

»Tee wäre nett«, bestätigt Lowe. »Wie kommt es, dass Sie und Miss Malorny unter einem Dach wohnen? Mir war nicht bewusst, dass Sie einander kennen.«

»Das war auch nicht der Fall. Sie war die Assistentin meines Vaters und lebte in diesem Haus, ich habe es nach meiner Flucht aus Kolumbien bezogen, ohne von ihr zu wissen. Seit gestern kennen wir uns und beschlossen, dass das Haus groß genug ist für zwei Frauen.« Ich führe beide in den Salon, während sich Jane um den Tee kümmert.

»Das ist gut«, bestätigt Lowe. »Sie haben mit Miss Malorny über das gesprochen, was sie und Ihr Vater taten?«

»Sicher. Humbug, wenn Sie mich fragen.«

Wir nehmen Platz. »Sir, ich habe eine Entscheidung getroffen.« Es fällt mir schwer, die Worte zu formulieren. »Ich bitte um meine Entlassung.«

Er lächelt schwach. »Diese Bitte kommt zu einem ungünstigen Zeitpunkt, Agent Stewart. Auch wenn ich volles Verständnis für Ihre Situation habe. Doch es hat sich eine weitere Option aufgetan, der Krone und insbesondere dem Königreich zu dienen. Wenn auch primär in den Kolonien.«

»So?« Neugierig sinke ich in meinen Sessel, während Jane den Tee serviert. Anschließend nimmt sie in dem zweiten, noch freien Sessel Platz.

Sir Tennant räuspert sich. Sein Blick wandert zu meiner Mitbewohnerin. »Sie wissen«, hebt er an und richtet die Worte an Jane, »dass sich Ihr Mentor für eine ... Taskforce ... im Bereich parapsychologischer Zwischenfälle einsetzte?«

»Natürlich«, erwidert sie sofort. »Ich habe die Abhandlungen zu diesem Thema verfasst. Der Sphinx-Zwischenfall brachte ihn auf diese Idee.« Sie schaut zu mir, dann zu Tennant. »Ich sollte nicht weitersprechen, denn dieser Vorfall ist als *Secret* eingestuft.«

»Ich habe mit Sicherheit eine höhere Freigabe als du«, erwidere ich missmutig. »Das hoffe ich zumindest.«

Lowe grinst. »Davon können Sie ausgehen, Agent Stewart.« Er bedeutet Tennant, mit seiner Erklärung fortzufahren.

»Nun, auch in anderen Ländern kam man zu einer derartigen Überlegung. Vor wenigen Wochen, im Januar dieses Jahres, beschloss der Weltsicherheitsrat der Vereinten Nationen in einer geheimen Sitzung einstimmig die Schaffung einer solchen Taskforce. Sie trägt den Namen *United Nations International Paranormal Activity Forc* - kurz UNIPAF. Intern hat sich jedoch der Name *Paraforce* etabliert; wie von Ihnen und dem Professor vorgeschlagen.«

Tennant legt eine gedankenschwere Pause ein.

Ich nutze die Zeit, um mich unauffällig zu kneifen. Es tut weh, also träume ich nicht. Die UNO hat tatsächlich Geld für solch einen Mist ausgegeben. Und dann auch noch ein einstimmiger Beschluss des Weltsicherheitsrates. Allein das könnte man schon fast als paranormal bezeichnen.

»Paraforce ist eine geheime Organisation der United Nations. Sie wird Agenten, Wissenschaftler, Ärzte und Techniker beschäftigen. Ihr Sitz ist im Hauptquartier der Vereinten Nationen. Sie wird dort Kellerräume beziehen.«

»Kellerräume?« Es ist das erste Wort, das ich sage und es drückt all meinen Unglauben, meine Abscheu und mein Erstaunen aus.

»Nun ja, dort unten ist Platz. Zudem bleibt Paraforce auf diese Weise im Verborgenen. Kein Schild wird zu den Büros führen und keine Führung die Existenz der Abteilung erläutern.« Tennant übergeht all die Gefühle, die in meinem Ausruf steckten.

Er sinniert ein paar Sekunden, dann nickt er. So als habe er den Faden wiedergefunden. »Die Agenten der Organisation agieren eigenverantwortlich auf Bitte der UN-Mitgliedsländer oder aufgrund eigener Recherchen. Sie besitzen während eines Auftrags Polizeibefugnisse, haben sich jedoch strikt neutral zu verhalten. Jegliche Spionage ist verboten.«

Oh sicher, diese Chance lässt sich die UKUSA garantiert entgehen. Das wird ein Spaß – jagen wir schon Geister im Iran, dann können wir doch gleich einen Blick auf das Atomprogramm werfen ... Ich greife nach meinem Tee und nehme einen Schluck.

»Die Ausrüstung ist vom Feinsten, es werden nur gut ausgebildete, erfahrene Mitarbeiter rekrutiert. Dies ist der Grund für unseren Besuch«, schließt Tennant seine kurze Einführung.

»Sir«, wende ich mich an Lowe, »ich möchte nun noch dringender als zuvor kündigen. Bitte, vor Ihnen sitzt die falsche Stewart. Mein Vater war der Verrückte, das wissen Sie!«

Mein Vorgesetzter lacht laut auf, während Tennant in seine Tasche greift und zehn Pfund hervorholt.

Das Geld wechselt den Besitzer.

»Agent Stewart«, sagt mein Vorgesetzter, »weder unsere Regierung noch die Regierungen der anderen europäischen Länder – Deutschland, Frankreich Spanien, Portugal oder Italien, um nur einige zu nennen – haben Geld, um es in sinnlose, aberwitzige Projekte zu investieren. Die Staats- und Regierungschefs stehen fest auf dem Boden der Tatsachen. Und doch stellen sie Ressourcen zur Verfügung, damit Paraforce realisiert werden kann.«

Er reicht mir einen USB-Stick. »Schauen Sie sich die Daten darauf an. Sie werden feststellen, dass wir keiner fixen Idee Ihres Vaters aufsitzen. Die Daten und Fakten auf dem Stick sprechen für sich, sie sind unwidersprochen und ... grausam.«

Tennant wendet sich an Jane. »Sie brauchen wir nicht zu überzeugen, wie ich annehme?«

Meine Mitbewohnerin schüttelt den Kopf. »Nein, Sir Tennant. Ich freue mich über diese Gelegenheit. Vor allem, da ich meinen Teil zum Entstehen dieser Abteilung beigetragen habe.«

»Das haben Sie«, bestätigt der Adlige, »denn Ihre Ausführungen waren es, welche den Weltsicherheitsrat überzeugt haben. Auch wenn sie glaubten, der Professor habe sie verfasst.«

Jane nickt, ehe ein Schatten über ihr Gesicht huscht. »Sie denken aber nicht daran, mich als Agentin einzusetzen. Oder?«

»Nein, natürlich nicht. Wir möchten Sie als Expertin und als Operator für einen aktiven Agenten. Sie werden also in ihrem Büro sitzen und über modernste Telekommunikationsanlagen mit dem Mann oder mit der Frau vor Ort in Verbindung stehen, ihr Daten übermitteln, Recherche betreiben ... All das, was ein Operator des Geheimdienstes tut.« Tennant legt eine kurze Pause ein. »Das entspricht ungefähr dem, was sie bislang für den Professor taten, oder?«

Jane lächelt zufrieden. Nein, sie ist glücklich. Ihr herzförmiges Gesicht leuchtet fast, ihre blauen Augen funkeln.

Jane ist ein typisches englisches Mädchen. Blondes, mittellanges Haar, knapp 1,65 groß und deutlich weiblicher als ich. Sie verfügt über einen natürlichen Charme, mit dem sie die Leute für sich einnehmen kann; bei mir gelang ihr dies auch.

Dennoch kann sie ernst blicken, traurig oder frustriert. Sie wäre eine lausige Pokerspielerin, weckt aber gerade durch ihre offen zur Schau gestellten Gefühle das Vertrauen der Mitmenschen in sie.

Komisch, was man nach kaum zwei Tagen über eine Person sagen kann, wenn man darauf trainiert wurde, jemanden einzuschätzen.

»Dann haben wir unsere Erste von zwei Mitarbeiterinnen rekrutiert. Nun fehlt noch Agent Stewart.« Tennant blickt mich ernst an. »Sie sind eine hervorragende Agentin. Ihre Akte ist makellos, ihre Flucht aus Kolumbien spektakulär. Und Sie sind die Tochter Ihres Vaters.«

»Nun, das kann wohl jede Frau von sich behaupten«, erwidere ich gelassen und Sorge damit für Heiterkeit.

»Sie wissen, was ich meine«, wird Tennant nach ein paar Sekunden wieder ernst. »Es heißt, Ihr Vater habe Sie schon früh an seinem Wissen teilhaben lassen.«

»Ja.« Mehr sage ich nicht, denn mir fehlt die Lust, schon wieder auf die perversen Neigungen des Professors einzugehen.

Lowe räuspert sich. »Ich bitte Sie um vier Wochen, Agent Stewart. Sollten Sie nach nur vier Wochen noch immer der Überzeugung sein, dass wir Phantome jagen, werde ich Ihre Kündigung ohne Wenn und Aber akzeptieren.«

»Ich bin dank meiner Infektion Ihrer Meinung nach nicht mehr in der Lage, meinen Dienst als Agentin des MI6 wahrzunehmen. Für Paraforce bin ich jedoch gut genug? Wie passt das zusammen?«

»Gar nicht«, gibt Tennant zu, »wir haben die Regeln, die auch für Paraforce gelten, ein wenig gebogen und teils außer Kraft gesetzt, damit Sie diese Chance erhalten. Wir wollen Sie, Ihr Wissen und Ihr Können. Das ist uns wichtig.«

Seufzend drehe ich den Stick in der Hand. »Vier Wochen?«

Lowe hebt die Hand und zeigt mir vier Finger. »Nur ein Monat, dann entscheiden Sie, ob Sie bleiben oder gehen. Es ist eine Chance für Sie *und* für uns.«

»Wer zahlt mein Gehalt?«

»Paraforce. Sie sind weiterhin eine Mitarbeiterin des MI6, jedoch offiziell abgestellt zu den United Nations. Das Entgelt ist üppig, wie ich betonen darf. Sie tragen den Rang eines Commanders, Ihnen steht eine mietfreie Dienstwohnung im UN Plaza zu, ein Wagen sowie ein Spesenkonto bei Einsätzen außerhalb der Stadt.«

»Wann soll es losgehen?«, fragt Jane.

»Dienstbeginn für Sie und Agent Stewart ist der erste April. Sie erhalten Tickets für einen Flug am 25. März. Dann bleibt Ihnen Zeit, sich einzurichten, in die Abteilung zu schnuppern und die Umgebung Ihrer neuen Wohnung

zu erkunden. New York City ist ein wenig größer als Peterborough.«

»Ach, nur unwesentlich«, gebe ich matt zurück. »Vier Wochen, dann sehen wir weiter. Das ist alles, was ich Ihnen zu diesem Zeitpunkt versprechen kann. Zumal meine Medikamente noch nicht so anschlagen, wie es sein sollte.«

»Das ist, worauf wir gehofft haben«, erwidert Lowe. »Nicht was die Medizin anbelangt, sondern die Probezeit, in die Sie eingewilligt haben«, präzisiert er rasch.

»Schon klar.«

Die beiden Männer erheben sich. Die Besprechung ist zu Ende, sie haben, was sie wollten. Wir geleiten sie zur Tür, dann sind Jane und ich wieder alleine.

»Das ist großartig!«, ruft meine Mitbewohnerin und fällt mir zu meiner Überraschung um den Hals. »Eben machte ich mir noch Sorgen, und jetzt ...«

»Und jetzt gehöre ich zu den Spinnern, die sich lächerlich machen. Genau wie mein Vater. Zwei Hipp und ein Hurra.« Säuerlich räume ich das Geschirr in die Küche.

Jane lehnt sich gegen den Türrahmen. »Ich wette um 20 Pfund, dass du noch vor Ablauf der vier Wochen verlängerst, sollte es deine Gesundheit zulassen.«

»Die Wette gilt!« Und wieder um 20 Pfund reicher.



Kapitel 5

Nur vier Wochen!

I

New York City

Paraforce hat seine Räumlichkeiten tatsächlich im Keller des UN-Hauptquartiers.

Es ist nicht mein erster Besuch in New York oder in diesem alten, renovierungsbedürftigen Gebäude. Schon früher war ich hier; als Teilnehmerin an Kongressen oder als Schutz für hochrangige Politiker.

Nun die Stufen hinab in das Tiefgeschoss zu nehmen, ist dennoch etwas Besonderes; auch für mich. Schließlich werde ich nun hier arbeiten – wenn auch nur für vier Wochen.

Jane, die noch niemals zuvor das UN-Gebäude besucht hat, ist deutlich nervöser als ich. Immer wieder zupft sie an ihrem Namensschild, schaut an sich herab und überprüft ihre Nägel.

Sie hat keinen Grund, nervös zu sein. Ihr Outfit ist schick, sie riecht nach Channel No. 5 und ihre Frisur unterstreicht ihre Herkunft als englisches Mädchen vom Lande.

Am Tag zuvor reisten wir an, bezogen unsere Appartements und erledigten unsere ersten Einkäufe im Big Apple. Meine Wohnung ist klein, aber gemütlich. Zudem bietet sie

alles, was man braucht. Einzig eine Wii fehlte, aber diesen Makel habe ich inzwischen ausgeglichen. Ebenso wie ich nun ein MacBook mein Eigen nenne.

Abends suchten wir uns einen kleinen Club, tranken Long Island Ice Tea und ließen die Stadt auf uns wirken.

Es ist erstaunlich, wie schnell aus zwei Frauen, die sich zuvor nicht kannten, Freundinnen werden können. Es war völlig normal, dass wir gemeinsam die Einkäufe erledigten und abends gemeinsam einen Club aufsuchten. So wie es normal ist, dass wir nun gemeinsam unseren neuen Arbeitsplatz besichtigen.

»Wir sollten erst dem Leiter der Abteilung unsere Aufwartung machen«, schlage ich Jane vor, als wir die große, geschlossene Glastür erreichen, die Paraforce von den restlichen Kellerräumen trennt.

Eine rundliche, aber freundlich dreinblickende Dame hinter einem Schreibtisch schaut uns entgegen, nachdem wir den Klingelknopf links der Tür betätigt haben, und gibt den Eingang frei.

»Commander Laura Stewart und Jane Malorny. Wir sind ...«

»Ah!«, ruft die Dame und reicht uns über den Schreibtisch hinweg ihre Hand, »ich bin Eleonore Whittaker; die Empfangsdame. Nun ja, eine von drei, denn der Schalter ist rund um die Uhr besetzt.« Ihr Lächeln wirkt herzlich. »Ihr Büro ist bereits bezugsfertig. Außerdem wartet Mister Baptiste auf Sie!«

»Baptiste?«, frage ich. »Jacques Baptiste?«

Sie nickt. »Er ist Ihnen bekannt?«

Ein Lächeln huscht über mein Gesicht. »Oh ja. Ein guter Mann. Bislang dachte ich jedoch, er sei ...« Ohne den Satz zu Ende zu bringen, schaue ich mich um.

»Das Büro am Ende des Ganges, linke Seite. Rot lackierte

Tür. Seine Sekretärin ist noch nicht eingetroffen; ich melde Sie an.«

»Komm!«, bitte ich Jane. »Keine Sorge, er wird uns nicht fressen.«

»Woher kennst du ihn?«, will meine Begleiterin wissen.

»Er leitete die Sûreté Nationale, den Inlandsgeheimdienst Frankreichs. Ich hatte vor meiner Inhaftierung mit ihm zu tun. Abends lud er einen Kollegen und mich zu einer Weinverkostung in sein Haus ein. Es wurde ein feuchtfrohlicher Abend.« *Würde mich wundern, wenn er nicht ebenfalls auf meine Mitarbeit gedrängt hätte.*

»Spricht er Englisch?«

»Er spricht verschiedene Sprachen, darunter Englisch und Deutsch. Schließlich kommt er aus dem Elsass.« Ich klopfte an, höre ein sonores *come in!* und betrete den Raum.

»Laura!« Jacques Baptiste springt auf und kommt um seinen Schreibtisch, um mich zu umarmen. »Ich freue mich, dich zu sehen. Als es hieß, du seist in Kolumbien verschollen ... Nun ja, du siehst den Umständen entsprechend gut aus.«

Er lässt von mir ab und begrüßt Jane mit der gleichen Herzlichkeit, die er mir und jedem anderen entgegenbringt. Solange jeder seinen Job tut, ist er eine Seele von Mensch. Er kann aber auch anders, wie man mir erzählte, und wenn er wütend ist, dann wackeln auch mal die Wände.

Mein Blick gleitet zu einem konservativ gekleideten Mann, der auf einem schwarzen Ledersofa sitzt und mir einen missbilligenden Blick schenkt.

Oh Fuck! James Elwood Blackstone III – das kann heiter werden. In Großbritannien gibt es ein geflügeltes Wort im Bezug auf Sir Blackstone: *Gegen Blackstone war Queen Victoria ein Partygirl.* Das sagt alles über den Adligen aus, dessen

Name als Steigerungsform für *Konservativ* in der Encyclopædia Britannica zu finden ist.

»Mein Assistent – Sir Blackstone der Dritte. Er fungiert als Rechtsberater, denn er ist ein intimer Kenner des Völkerrechts. Er wacht darüber, dass jeder Mitarbeiter der Paraforce die im Weltsicherheitsrat beschlossenen und von der Vollversammlung ratifizierten Regeln einhält.«

Baptiste sagt dies auf eine Weise, die verdeutlicht, dass auch er gut ohne dieses Schoßhündchen auskäme.

»Da bin ich aber froh!« Mehr fällt mir dazu nicht ein.

»Miss Stewart«, näselte Blackstone in der ihm eigenen, vielfach persiflierten Stimme, »ich war von Anfang an dagegen, Sie für unsere Abteilung zu rekrutieren. Sie sind krank und sollten nicht als aktive Agentin arbeiten. Wer weiß, wo sie sich dieses Virus eingefangen haben ...«

»In Kolumbien, als ich für mein Land Leib und Leben riskierte!«, lasse ich Blackstone wissen. Meine Stimme ist eisig. »Ich war nicht erfreut, als man mich inhaftierte und aburteilte. Noch weniger erfreuten mich jedoch die Besuche der Wärter, die mich jeden zweiten Tag missbrauchten.«

»Das sagen Sie. Aber wer sagt uns, dass Sie nicht schon ...«

»Die ärztlichen Protokolle des MI6. Sie können diese gerne einsehen, Sir Blackstone.« Zorn gärt in mir. Am liebsten würde ich dieses dürre Männchen mit seiner spitzen Nase und dem glatt rasierten Gesicht schütteln, bis ihm der Stock aus dem Arsch fällt, den er sich vermutlich schon in jungen Jahren reingeschoben hat. Vorgesetzte anzugreifen macht sich jedoch nicht sonderlich gut in einer Dienstakte.

»Nun, wenn Sie das sagen ...« Er ist noch immer nicht überzeugt, will aber das Thema auch nicht vertiefen.

Baptiste schenkt dem Adligen ebenfalls einen verärgerten Blick. Vermutlich wird er ein Wörtchen mit ihm sprechen,

sobald Jane und ich das Büro verlassen haben.

»Wenn du nichts dagegen hast, dann schaue ich mir mal mein Büro an.«

Meinen fragenden Blick bestätigt Baptiste mit einem knappen Nicken. Jane, die ihre Fröhlichkeit während meines Geplänkels mit Blackstone verloren hat, beeilt sich, zur Tür zu kommen.

»Ich habe dir den Raum gegenüber zugewiesen. Du teilst ihn dir mit Jane. Ihr kennt euch, also bildet ihr ein Team. Ich hoffe, das ist in eurem Sinne?«

Wir nicken.

Es gibt zwei Lager, wenn man so will. Die einen sagen, Agent und Operator sollten nicht zu eng befreundet sein, da emotionale Bindungen die Arbeit verkomplizieren. Andere sind der Meinung, dass eine Freundschaft das Team schlagkräftiger macht, weil man einander blind vertraut.

Ich habe dazu keine Meinung, zumal ich als Agentin lediglich das *Center of Operations* in Vauxhall Cross zur Verfügung hatte, wenn ich Unterstützung benötigte. Und dort tun ganz verschiedene Agenten Dienst.

»Was läuft da eigentlich zwischen dir und Blackstone?«, fragt Jane, als wir über den Flur gehen. »Kennt ihr euch?«

»Bislang nicht. Aber jetzt weiß ich, dass er ein Arschloch ist. Vermutet hatte ich es schon lange. Man muss sich nur seine Artikel in der Times anschauen.«

Wir betreten unser Büro – und sehen einen Mann in Arbeitskleidung in meinem Bürostuhl lümmeln. Seine Beine liegen auf dem Schreibtisch, in der Hand hält er ein Magazin mit dem vielsagenden Titel *Möpse und Autos*. Neben der Tastatur stehen ein Becher mit Kaffee sowie ein kleiner Flachmann.

»Stören wir?«, frage ich ironisch und reiße den Mann damit aus seinen Betrachtungen. Erschrocken springt er auf,

das Magazin verschwindet unter seinem Shirt, den Flachmann steckt er in die Hosentasche. »`tschuldigung«, murmelt er, wischt sich die Hand an der Hose ab und reicht sie mir. »Ich bin Chuck. Chuck Smith – der Abteilungs-Hausmeister. Und Sie sind ...«

»Commander Laura Stewart und Jane Malorny. Unsere Namen stehen außen an der Tür.«

»`türlich.« Er fährt sich über das Gesicht. »Hab nur Pause gemacht. `tschuldigung noch mal.« Damit drückt er sich an uns vorbei, wendet sich dann aber noch einmal um und holt seine Tasse. »Bis später.«

Grinsend nehmen wir unsere Plätze ein, starten den PC und warten, bis wir uns mit Kennwörtern und Benutzernamen anmelden können. Die Daten finden wir in versiegelten Umschlägen in den Schubladen unserer Schreibtische.

Kaum ist mein System bereit, als auch schon die erste Mail eintrifft. Professor Rajiv Singh, wissenschaftlicher Leiter der Paraforce, bittet mich um einen Besuch.

»Ich bin gleich wieder da«, lasse ich Jane wissen und verlasse das Büro. Unterwegs begegnet mir Smith, der eine schwere Yuccapalme schleppt. »Für Ihr Büro«, erklärt er. »Dann ist es hübscher.«

Ich könnte ihm sagen, was ich von Zimmerpflanzen halte, will ihn aber nicht frustrieren. Darum schenke ich ihm ein freundliches Lächeln und gehe weiter.

Während die Büros der Agenten und Operatoren auf der rechten Seite des Gangs untergebracht sind, befinden sich Verwaltung, Leitung und auch die Labore auf der linken Seite.

Der Name des Wissenschaftlers steht an einer Tür, doch dahinter verbirgt sich kein Büro, sondern ein großes Labor, welches sich zu meiner Erheiterung über drei Türen mit jeweils anderen Namen erstreckt. Singh selbst sitzt in einem

kleinen Glaskasten und winkt, kaum dass er mich entdeckt hat.

»Commander Stewart!«, ruft er, noch bevor ich seinen Kasten erreicht habe. »Wie schön, wie schön.«

Sein indischer Dialekt ist kaum zu überhören. Auf seinem Schreibtisch liegen Unterlagen. Dazwischen sehe ich ein Fladenbrot, bestrichen mit Chutney.

»Sie wollten mich sehen?«

Er nickt enthusiastisch. »Ja, das wollte ich. Oh ja. Ich kannte Ihren Vater. Ein sehr guter Wissenschaftler. Aber das wissen Sie ja.« Er lacht fröhlich, sucht das Fladenbrot und beißt hinein. »Hm, Mango-Chutney. Meine Frau bereitet es frisch zu. Nicht dieses Eingemachte, das man bei Walmart kaufen kann. Möchten Sie kosten?« Er hält mir das angebissene Brot hin.

»Ähm, nein - danke. Ich bin nicht hungrig.«

Er nickt und beißt wieder hinein. »Ah ja, HIV!«, sagt er dann. »Darum habe ich Sie hierher gebeten. Wir arbeiten an experimentellen Substanzen. Ich möchte etwas testen. Sind Sie bereit?«

»Keine Ahnung. Um was geht es denn?«

Er wühlt in den Unterlagen, bis er eine verschlossene Phiole mit einer roten Flüssigkeit findet. »Hier, trinken Sie!«

»Aber ...«

»Machen Sie. Ist ganz ungefährlich.« Er schaut mich erwartungsvoll an. Seine Augen leuchten wie die eines Kindes kurz vor der Bescherung.

Unsicher entkorke ich die Phiole und trinke das Zeug. Es schmeckt süß, entfernt nach Blut und ist kühl, obwohl es hier im warmen Büro auf dem Tisch lag.

»Und jetzt?«, will ich wissen, doch schon gibt mir mein Körper die Antwort. Hitze schießt in mir auf, Schmerzen

erfassen meinen Körper und ich breche zusammen. Mir wird schwarz vor Augen, meine Muskeln verkrampfen sich.

»Ach so was!«, ruft Singh verzweifelt. Seine Worte dringen nur entfernt zu mir durch. *Kaum hier, schon vergiften sie mich. Kein guter Einstand!*

Nach ein paar Sekunden verebben die Schmerzen, die Krämpfe lösen sich und ich tauche aus der Schwärze auf. »Ungefährlich?«, frage ich drohend. »Wenn Sie das *ungefährlich* nennen, dann will ich nie etwas Gefährliches von Ihnen bekommen.«

»Ihr Körper reagiert heftiger als gedacht«, entschuldigt sich Singh. »Kommen Sie bitte morgen zu mir, dann machen wir einen Bluttest!«

Er hilft mir auf die Beine. »Begrüßen Sie alle neuen Mitarbeiter auf diese Weise?«, will ich von ihm wissen.

»Nein.« Er schüttelt den Kopf. »Wie schon gesagt, die Reaktion Ihres Körpers auf das Medikament war überraschend heftig. Wir werden dies untersuchen.« Er rückt die dünne Brille auf seiner Nase gerade. »Ihnen geht es wieder gut?«

»Sicher.« Mein Blick gleitet durch das Labor. »Was tun Sie hier eigentlich?«

»Wir forschen auf dem Gebiet des Paranormalen. Wir haben Artefakte aus längst untergegangenen Kulturen, aber auch Essenzen und Proben aus jüngster Zeit.«

»Nun, dann noch viel Spaß. Wir sehen uns morgen.« Damit verlasse ich das Labor wieder und gehe zu meinem Büro. Die Palme steht nun links von meinem Schreibtisch in der Ecke. Zwar bin ich keine Botanikerin, fürchte aber, dass die Pflanze so ganz ohne Licht keine große Chance hat.

Die Erde im Topf ist feucht, eine kleine Gießkanne steht

daneben.

»Schau, was uns Smith gebracht hat!«, ruft Jane.
»Hübsch, oder?«

»Sitzt eine Tarantel darin?«, frage ich und nehme Platz.

»Eine Tarantel?«, fragt meine Partnerin erstaunt. »Ähm, nein – ich glaube nicht. Warum sollte eine Tarantel im Blumentopf sitzen?«

Bei Amazon suche ich ihr das Buch heraus, welches sich mit Urban Legends befasst und sende ihr den Link. Niemand soll sagen, ich würde nichts für die kulturelle Bildung meiner Kollegin tun.

Sie schaut sich den Link an und lacht. »Was es nicht alles gibt.« Sie schaltet ihren PC aus. »Unser Dienst beginnt erst in ein paar Tagen. Wir müssen nicht schon jetzt im Büro sitzen, oder?«

»Im Grunde nicht«, stimme ich ihr zu und schalte meinen Rechner ebenfalls ab. »Schauen wir uns ein bisschen die Stadt an? Oder hast du andere Pläne?«

Jane schüttelt den Kopf. »Überhaupt nicht.«

II

Wir kamen nur ein paar Meter weit, ehe uns Singh stoppte und in die Waffenkammer bat.

Hier stehen wir nun und starren auf das Arsenal, welches uns zur Verfügung steht.

Eine Glock 35 erhalte ich sofort, denn sie ist die ständige Waffe und permanent zu führen. Daneben stehen mir ein G11 – ein experimentelles Gewehr aus Deutschland, welches hüllenlose Munition verschießt – sowie eine Armbrust zur Verfügung. Bei letzterem Modell handelt es sich um eine Waffe mit automatischer Repetiervorrichtung, sodass ich die Bolzen nicht selbst auflegen und die Sehnen span-

nen muss. Ein Motor erledigt dies, Zielfernrohr und Red-Dot sind eingebaut.

Während Schusswaffen Munition nutzen, deren Gelspitze sich im Körper des Getroffenen auflösen und eine spezielle Chemikalie freisetzen, die auch *paranormale Wesen* ausschaltet, detonieren die Bolzen der Armbrust auf Knopfdruck. Der Abschuss schaltet sie scharf, ein Druck auf den im Griff integrierten Knopf lässt sie explodieren. *Say goodbye to your Head ...*

Ein wenig unbeholfen betrachtet Jane ihre Waffe. »Ich habe noch nie geschossen«, lässt sie mich wissen. »Keine Ahnung, was ich damit machen soll.«

Singh lächelt nachsichtig. »Das haben wir uns gedacht. Für jene, die eine Ausbildung an der Waffe benötigen, sind wir eine Kooperation mit dem NYPD eingegangen. Melde dich morgen im Hauptgebäude am Police Plaza; sie werden dir zeigen, wie man damit umgeht.«

Sein Blick streift mich. »Als Agentin des MI6 benötigen Sie wahrscheinlich keine Einweisung?«

»Wollen Sie mich verarschen?« Ich befestige das Holster an meinem Gürtel und lasse die Waffe hineingleiten. »Ständige Bewaffnung ist also Pflicht?«

»Wir agieren auf gefährlichem Terrain, Commander. Sie sollten sich darüber im Klaren sein, dass dies kein Kindergarten ist. Auch wenn mir Ihre Einstellung bekannt ist.« Singh lächelt freudlos. »Diese Munition habe ich bereits in Indien entwickelt, lange vor Paraforce. Dort ist das Übernatürliche quasi zuhause.«

»Wenn Sie das sagen ...«

Er reicht mir eine Visitenkarte. Der Name eines Clubs steht darauf, sowie die Adresse. »Ein Geheimtipp. Besuchen Sie das Lokal, genießen Sie den Abend. Es ist sehr aufschlussreich.«

»Dann wissen wir ja, wo wir heute Abend hingehen«, sage ich zu Jane und blinzele ihr zu. Doch Singh schüttelt den Kopf.

»Ihre Partnerin kennt den Club meines Wissens schon. Zudem ist es eine gute Übung für ein neues Team – Operator und Agentin.« Er blinzelt Jane zu, die amüsiert nickt. Dann fährt er fort: »Außerdem – was immer Sie dort sehen oder zu sehen glauben; greifen Sie nicht ein. Beobachten Sie nur, und lernen Sie. Im Zweifelsfalle sprechen Sie mit dem Chef, er weiß ebenfalls von dem Club.«

»O-kay.« Wir verlassen die Waffenkammer und gehen zu der breiten Glastür. Am Empfang erhalten wir unsere Dienstausweise. Zudem reicht uns die Empfangsdame einen PDA sowie eine Sonnenbrille und ein Handbuch.

»Haiku Industries«, lese ich. »Ich hab jetzt auch nen – PDA ist das nicht schön – Da kann nix gescheh'n.«

»Hä?«, fragt die Whittaker.

»Ein Haiku ist ein japanisches Gedicht mit fünf-sieben-fünf Silben. Ich dachte, ich reime rasch eins.«

Grinsend überfliege ich die Kurzanleitung der Brille. Sie ist ein Multifunktionswerkzeug. Sie dient als Sonnenschutz, Headset für die Telefonfunktion des PDA und als Display für dessen Anzeigen. Eine Kamera ist ebenso integriert wie ein Restlichtverstärker oder ein Infrarot-Modus. Selbst Gesichtserkennung ist dank der Software auf dem PDA, der Kurz Haiku-7 heißt, möglich. »Und so wurde ich zu Robo-Cop.«

Lachend verabschieden wir uns von der Empfangsdame, gehen die Treppe hinauf und verlassen das Gebäude. Dort setze ich meine Brille auf. »Zumindest sehen wir nun cool aus. Dafür hat sich das alles gelohnt«, lasse ich Jane wissen. »Und jetzt sag mir, was es mit dem Club auf sich hat!«

Diese mustert mich nachdenklich. »Warte es einfach ab,

ich will dir nicht die Überraschung verderben. Aber ich schätze, du verlierst heute die 20 Pfund. Was stelle ich nur damit an ...?«



Kapitel 6

Nightwatch

I

New York City

Die Glock steckt in einem Holster, das wiederum an meinem Gürtel befestigt ist.

In der Innentasche meiner Jacke befindet sich mein Dienstausweis, den PDA trage ich neben der Pistole am Gürtel. Auf meiner Nase thront die schicke Sonnenbrille. Inzwischen habe ich festgestellt, dass sie die Daten nicht nur anzeigen, sondern auch auf eine virtuelle Leinwand knapp 50 Zentimeter vor meinen Augen projizieren kann; ziemlich praktisch, denn das Bild erhält zusätzlich eine dreidimensionale Komponente.

Genug von dem technischen Geschwafel.

»Laura, kannst du mich hören?«, dringt Janes Stimme aus den kleinen Lautsprechern, als ich den von Singh empfohlenen Club in Williamsburg – Brooklyn – betrete. Inkognito, denn ich soll beobachten, was immer es hier zu beobachten gibt.

»Laut und deutlich«, gebe ich wispernd zurück. »Du siehst, was ich sehe?«

»Jedes noch so kleine Detail. Das ist wirklich cool. Diese

Technik – sa-ge-n-haft. So etwas hätten wir bei den Ausgrabungen haben müssen.« Sie räuspert sich. »Pass auf dich auf da drinnen.«

»Du weißt, was mich erwartet. Willst du mich nicht aufklären?«, dränge ich; ohne Erfolg, wie sich zeigt.

»Warte ab – es lohnt sich. Bei meinem ersten Besuch war ich auch unvorbereitet und habe es nicht bereut, mich überraschen zu lassen.«

Der groß gewachsene, kahlköpfige Mann an der Kasse gleich hinter dem Eingang wünscht mir viel Spaß und viel Glück, während er mir eine Karte in die Hand drückt. Alle Getränke und Speisen werden auf ihr notiert und am Ende der Nacht abgerechnet.

An einer Garderobe kann man seine Jacken abgeben, die Toiletten befinden sich in einem schmalen Gang vor dem eigentlichen Gasträum.

Dieses Lokal ist nicht anders als jedes andere, das ich hier im Big Apple besuchte. So zumindest erscheint es mir, aber dieser Eindruck verschwindet, kaum dass ich den großen Raum mit der Theke, der Tanzfläche und den kleinen Nischen in den Wänden erreicht habe, in die man sich zurückziehen kann.

In zwei Käfigen bewegen sich fast nackte Frauen auf eine zutiefst laszive Weise, ein paar Männer stehen an der Bar und schauen ihnen zu.

Nun verstehe ich, warum dieser Club nur Erwachsenen vorbehalten ist und eine Ausweiskontrolle durchgeführt wird. Zumindest in Zweifelsfällen, wie es auf einem Schild neben der Kasse heißt.

Ohne Hast schlendere ich zu der Theke, hinter der mehrere Frauen Dienst tun, und lasse mir ein Budweiser geben. Auf ein Glas verzichte ich. Bier schmeckt am besten aus der Flasche oder Dose.

»Ich weiß nicht, was wir hier sollen«, flüstere ich in das Mikrofon der Brille. »Die Clubszene von New York City ausspionieren? Was zur Hölle hat das mit unserem ...«

Noch bevor ich den Satz beenden kann, fällt mein Blick auf ein Pärchen, das in einer der Nischen nicht allzu weit von mir entfernt sitzt. Sie scheint entweder betrunken oder stoned, denn ihr Blick ist der Welt entrückt.

Anders ihr Partner. Er hat die Kontrolle, er hat sie unter Kontrolle. Seine Hand gleitet unter ihr Shirt. Deutlich ist zu erkennen, dass er ihre Brüste massiert.

Aber das ist noch nicht alles.

Interessanter sind seine Augen, denn die blicken nicht nur gierig, sondern leuchten auch in einem fahlen Rot. Über seine leicht geöffneten Lippen ragen zudem zwei dünne Hauer.

Er dreht den Kopf und schaut in meine Richtung. Für einen Moment kreuzen sich unsere Blicke. Er lächelt kalt, wendet sich seiner Partnerin zu und stößt seinen Kopf vor.

Sie zuckt zusammen, leckt sich über die Lippen und drängt sich enger an ihn.

Sein Mund ruht auf ihrem Hals. Deutlich kann ich erkennen, dass er an ihrer Haut saugt.

Oder tut er etwas ganz anderes?

Als ein dünner, roter Faden über ihre helle Haut läuft, den Kragen ihres Shirts erreicht und diesen rötlich färbt, gibt es keine Zweifel mehr.

Er trinkt ihr Blut.

Einem Impuls folgend will ich nach meiner Waffe greifen, um den Spinner von seinem Opfer zu ziehen. Aber noch bevor ich dazu komme, spüre ich eine Hand auf meiner Schulter.

Erschrocken fahre ich herum und sehe eine Frau in meinem Alter neben mir stehen. Auch ihre Augen leuchten rot,

deutlich sind die beiden spitzen Hauer zu erkennen.

»Du sollst beobachten, oder? Nicht eingreifen, was immer auch geschieht!«

Ihre Stimme ist warm und einschmeichelnd. Es schwingt keine Anklage darin mit, keine Warnung oder Drohung, Sie stellt lediglich eine schlichte Frage, deren Antwort sie jedoch kennt.

In dem Moment wird klar, dass dies ein abgekartetes Spiel ist.

Singh weiß genau, was ich hier sehen und hören werde. So, wie die Fremde weiß, warum ich hier bin. *Wir schicken unsere dumme, spöttische Mitarbeiterin. Zeigt ihr unsere Welt.*

»Jane, wenn ich nach Hause komme, müssen wir uns unterhalten«, zische ich ins Mikrofon. Sie weiß ebenfalls, wie der Hase hoppelt. Dessen bin ich mir sicher.

»Bleib gelassen, Laura!«, mahnt mein Operator. »Es ist alles in Ordnung. Die Frau neben dir heißt übrigens Chantalle Clairmont. Sie ist eine ...«

»Das ist völlig verrückt!«, unterbreche ich meine Partnerin.

»Sehen ist Glauben«, sagt Chantalle mit leiser, belustigter Stimme. »Ich bin echt, die anderen Wesen in diesem Club sind es ebenso.«

Für einen kurzen Moment berührt sie mit ihrer Hand meine Wange, ehe sie fortfährt: »Ihr armen Menschen seid so blind, so ignorant und ängstlich. Ihr seht nicht, was sich in eurer unmittelbaren Umgebung abspielt. Und stolpert ihr doch durch Zufall darüber, dann verleugnet ihr es. Euer Weltbild lässt Vampire, Werwölfe und all die anderen Kreaturen nicht zu. Es sind nur Ammenmärchen, nicht wahr?«

Mein Blick klebt an ihren Reißern. Mir fallen ein paar Möglichkeiten ein, wie man so etwas fälschen kann. Bei

den roten Augen könnte es sich um Kontaktlinsen handeln; in Hollywood gehört eine solche Verkleidung zum Alltagsgeschäft.

Dennoch glaube ich nicht, dass mir hier eine Schmierenkommödie vorgespielt werden soll. Nicht nur meine Instinkte warnen mich, einer unbestimmten Bedrohung gegenüberzustehen, sondern auch das brennende Verlangen, welches ihre Berührung in mir hinterlassen hat. Ohne rationalen Grund sehne ich mich plötzlich nach ihrer Hand, die so sanft meine Wange liebkoste. Obwohl es nur den Hauch eines Augenblicks war, erscheint es mir erstrebenswerter als alles andere.

»Du zweifelst noch immer?«, flüstert sie. Erneut berührt sie mich, intensiver nun. Ich spüre einen Schauer durch meinen Körper fließen, meine Gedanken werden beiseite geschoben. Mit ihnen verschwindet jegliche Gegenwehr.

Doch dann, noch bevor ich mir dieses Erlebnisses vollends bewusst werden kann, ist es vorbei und ich bin wieder Herr meiner Sinne.

Etwas, das Chantalle nicht zu spüren scheint. Ihr Mund ist so dicht an meinem linken Ohr, dass ich ihren Atem spüren kann. »Siehst du, Laura – jetzt stehst du unter meinem Bann, unfähig dich gegen mich zu wehren. Ich könnte meine Reißer in deine weiche Haut schlagen, ohne dass du dich dagegen wehren würdest. Im Gegenteil, höchste Lust wäre dein Begleiter auf dem Weg in die absolute, niemals enden wollende Schwärze des Todes.«

»Du kämest nicht dazu, auch nur einen Tropfen zu trinken«, erwidere ich ebenso leise. »Keine Ahnung, ob dich die Kugeln in meiner Pistole töten können. Aber ich würde das Magazin in dich pumpen und schauen, was passiert.«

Sie weicht einen Schritt zurück und starrt mich verunsichert an, die rechte Braue erhoben. Dann entspannt sie sich

und stößt ein leises Lachen aus. »Wie ist es passiert?«

»Was?«, frage ich verständnislos.

»Du warst tot. Wenn auch nur kurz. Also, wie ist es passiert? Und belüge mich nicht, ich bin eine Vampirin.«

»Ein Autounfall«, gebe ich zu. »Ich saß auf dem Beifahrersitz, der Wagen prallte mit hoher Geschwindigkeit gegen ein anderes Fahrzeug. Der Fahrer war sofort tot, ebenso die Insassen des zweiten Wagens. Ich selbst hatte mehrere Brüche.«

Es fällt mir nicht leicht, darüber zu sprechen. Sehr viele Emotionen sind mit dieser einen Nacht verknüpft.

»Noch während die Sanitäter um mein Leben kämpften, starb ich«, murmele ich schließlich. »Meine Schmerzen verschwanden, ich schwebte über mir und sah mich auf dem Boden liegen. Die Sanitäter benutzten Elektroschocks und Herzdruckmassage. Das leichte Gefühl verschwand, die Schmerzen kehrten zurück und ich erwachte im Krankenwagen. Meine Mutter nannte dies später *Nahtoderlebnis*.«

»Das ist Unsinn. Du warst dem Tode nicht nahe, sondern du warst tot. Keiner von uns kann es erklären, aber Menschen, die ein solches Erlebnis hatten, sind immun gegen unseren Bann. Sie widerstehen auch der Attraktion des Alten Volks. Bislang konnte mir keiner erklären, warum dem so ist.« Sie zuckt mit den Schultern, wendet sich an die Frau hinter der Theke und ordert ein Bud Red.

»Scheiße«, murmele ich nur und nehme einen tiefen Schluck.

»Scheiße?«, fragt sie amüsiert. »Wie meinst du das?«

»Das alles überfordert mich. Vampire, Altes Volk – du meine Güte. Das ist der Mist, mit dem sich mein Vater befasste. Ich selbst wollte von alledem nie etwas wissen.«

»Dein Vater war ein erstaunlicher Mann, Laura. Er liebte dich und litt unter dem, was er dir einst antat. Sein Tod ist

eine Tragödie.«

»Sein Tod ist gerecht. Möge er in der Hölle schmoren.«
Ich wende mich ab. »Lass mich mit ihm und seiner Glorie
in Ruhe. Ihm tat leid, was er mir antat? Dann frag mich
mal.«

Sie greift nach meinem Arm und hält mich fest. »Bleib.
Ich wollte deine Gefühle nicht verletzen. Du bist nicht hier,
um über deinen Vater zu sprechen, sondern um die wun-
derbare Vielfalt unserer Welt kennenzulernen.«

»Fass mich nicht ständig an, du machst mich wuschig«,
gebe ich zu.

»Wuschig?« Sie lacht gurrend. »Den Ausdruck kannte ich
bislang nicht.« Sie nimmt einen tiefen Schluck. »Gefällt es
dir nicht, wuschig zu sein?«

»Nein, nicht mehr. Ich hatte zu viel ungewollten Sex. Zu-
dem ist es ungesund, mit mir ... Du weißt es vermutlich,
oder? Scheinbar weiß es *jeder*. Stand es schon in der New
York Times? Oder gibt es dazu ein kleines Video auf You-
tube?« Ich trinke ebenfalls. »Also behalte deine Hände bei
dir und erzähl mir einfach, was ich wissen soll.«

Abermals lacht sie. »Worte sind für manche Informatio-
nen nicht genug. Ich kann dir eine Kommunikation anbie-
ten, die du dir in deinen kühnsten Träumen nicht vorzu-
stellen vermagst.«

»Ach ja?« Die Unterhaltung nimmt surreale Züge an. Zu-
mal der Atem meiner Partnerin lauter wird. Sie scheint zu
wissen, was nun folgt.

Ich hingegen nicht.

»Jane, kannst du dich bitte aus dieser Unterhaltung aus-
klinken?«, bitte ich darum. »Du irritierst mich.«

»Besser nicht«, erwidert sie. »Ich bin dein Operator und
als solcher an deiner Seite, was auch passiert.«

»Komm!«, lenkt mich Chantalle ab. Sie greift nach meiner

Hand und zieht mich in eine der Nischen. »Und was deine Infektion anbelangt ... Das spielt für mich keine Rolle. Menschliche Krankheiten sind meist irrelevant für uns. Auch wenn Ausnahmen existieren ...«

Kaum haben wir die Sitzecke erreicht, als sie mich auch schon auf ein Sofa drückt, sich auf meinen Schoß setzt und ihre Lippen auf meinen Mund presst.

Zwar will ich mich gegen diese stürmische Leidenschaft zur Wehr setzen, lasse es aber bleiben, als unsere Zungen ein heißes Spiel beginnen.

Weckte ihre Berührung zuvor schon ein unbestimmtes Verlangen, so entfacht dieser Kuss eine Leidenschaft in mir, die ich verloren glaubte.

Ihre Hände gleiten unter mein Shirt, ihre Küsse werden gieriger. Sie knabbert an meinem Ohr, leckt über meinen Hals - und beißt plötzlich zu.

Fuck!

Ich will sie von mir stoßen, meine Waffe ziehen, doch plötzlich verschwimmt die Welt vor meinen Augen. Bilder strömen in meinen Kopf, wirr und ungeordnet. Ein unordentlich geschnittener Film, zu dem sich Töne und Geräusche gesellen.

Noch immer trinkt sie mein Blut. Ihre Hände massieren auch weiterhin meine Brüste, Lust entflammt in meinem Unterleib. Ich keuche, kralle mich in ihre Schultern und lasse geschehen, was immer sie mit mir tun möchte. Zum ersten Mal in meinem Leben werde ich mit echter Magie konfrontiert, und sie packt mich wie ein guter Rausch.

Schon als sie eine Hand zwischen ihren und meinen Schoß schiebt, kommt es mir. So hart, so gut wie schon lange nicht mehr. Ich schreie meine Lust hinaus, ungeachtet all der anderen Besucher des Clubs. Ich bin mir meiner bewusst, nehme aber noch immer auf, was sie mir zeigt.

Dann, als würde der Film reißen, ist es plötzlich vorbei. Die Bilder brechen ab, Schwärze umfängt mich. Nur gedämpft dringt ein Song an mein Ohr, Chantalles Berührungen verblassen. Mein Kopf pendelt vor und zurück, meine Lider sind zu schwer, als dass ich die Augen öffnen könnte.

»Ups!«, höre ich die Vampirin sagen. Etwas in ihrer Stimme beunruhigt mich.

»Laura?«, dringt Janes erschrockene Stimme aus den kleinen Lautsprechern der Brille. »Laura, kannst du mich hören?«

Meine Zunge hängt wie ein Lappen in meinem Mund, der nicht zu mir gehört. Es ist mir nicht möglich, eine einigermaßen sinnvolle Erwiderung zu artikulieren. Lediglich ein bizarrer Laut kommt über meine Lippen.

»Oha«, murmelt Chantalle. Erneut beunruhigt mich ihre Stimme. Die Brille wird mir von der Nase genommen.

Dann höre ich die Vampirin mit meiner Partnerin sprechen. Ihre Worte ergeben keinen Sinn. Sie sagt, sie habe etwas in mir gefunden. Dann fallen Worte wie Gefahr und keine Wahl oder auch Wandlung.

Da ich nur höre, was Chantalle sagt, bleibt mir der tiefere Sinn der Konversation verborgen. Es scheint jedoch um mich zu gehen.

Die Schwärze wird dichter, die Geräusche entfernen sich. Plötzlich taucht in der Ferne ein heller Lichtpunkt auf. Er kommt rasend schnell näher, wird größer und droht, mich zu verschlingen.

Angst keimt in mir auf. Dieser Lichtpunkt wird mich töten, sobald er mich erreicht. Ich sitze auf einem bequemen Sessel in einer Nische des Clubs und sterbe.

Ein zweiter, scharfer Schmerz reißt mich zurück ins Bewusstsein, der Lichtpunkt verschwindet. Chantalle saugt

wieder an meinem Hals, lässt dann aber wieder von mir ab und steht auf. Hände greifen nach mir, zerren mich zu Boden.

Stille.

Dunkelheit.

Der Lichtpunkt kehrt zurück, umschließt mich völlig. All meine Ängste, all mein Hass verschwinden, während meine Seele mit dem Licht verschmilzt.

Ein Licht, das sich plötzlich blutrot färbt.

Dann ist da ... nichts.

II

Nächte voll Alkohol, Sex und Drogen sind mir nicht neu. Ich hatte sie seit meiner frühen Jugend immer mal wieder gehabt. Eine solche Nacht führte zu jenem Autounfall, bei dem ich *fast* mein Leben verlor.

Stets war das Erwachen am nächsten Morgen durch Kopfschmerzen, Schwindel und Gedächtnisverlust gekennzeichnet. Wer hatte mich nach Hause gebracht, wer durfte mich ficken, wessen Schnecke hatte ich geleckt?

Ich habe nie behauptet, vor Kolumbien wie eine Heilige gelebt zu haben. Eher das Gegenteil trifft zu.

Da ich jedoch nicht zu Süchten neige, hatten sich die Exzesse in Grenzen gehalten; auch wegen der Schmerzen, der Übelkeit, der Scham nicht mehr zu wissen, was eigentlich vorgefallen war. Betritt man seine Stammkneipe, möchte man mit einem freundlichen *Hallo* begrüßt werden, nicht mit einem spöttischen Blick, den man sich nicht erklären kann.

Mein Erwachen jetzt stellt all die durchzechten Nächte in den Schatten.

Mein Kopf fühlt sich an, als würde er von einem Abriss-

unternehmen fachgerecht zerlegt, mein Körper steht in Flammen und meine Augen tränen. Noch immer ist meine Zunge ein fetter, übel schmeckender Klumpen, der schwer zwischen meinen Zähnen hängt und sich kaum bewegen lässt.

Die Erinnerungen an die vergangene Nacht erscheinen mir wie Träume. Der Club, Chantalle, das Licht, welches sich blutrot färbte.

Langsam öffne ich meine Augen und schaue mich um.

Nicht meine Wohnung.

Das Bett ist breit und weich, die Decken und Kissen mit samtener Wäsche bezogen. Die Rollläden vor den Fenstern herabgelassen. Über mir hängt ein Spiegel an der Decke, sodass ich mich selbst in den Laken sehe, nackt und schwach.

Neben mir steht ein Nachtschränkchen samt Lampe und einem Radiowecker.

Es ist 20:00 Uhr.

Fuck, ich habe einen ganzen Tag verloren. Baptiste und Singh werden begeistert sein, wenn sie davon erfahren. Das war eine echte Glanzleistung!

Dem Bett gegenüber steht ein Schrank, dessen linke Tür offen ist. Kleidung hängt in ihm. Daneben, an der Wand befestigt, ein TV-Gerät.

Es ist ein ganz normales Schlafzimmer.

Da Janes Appartement meinem wie ein Ei dem anderen gleicht und dies hier nicht mein Appartement ist, muss mich Chantalle mit nach Hause genommen haben.

War ich die ganze Zeit bewusstlos oder taten wir Dinge, an die ich mich nicht mehr erinnern kann?

Meine Arme lassen sich bewegen, wenn auch nur schwerfällig. Ebenso die Beine, der Kopf.

Vorsichtig richte ich mich auf, verlasse das Bett und ma-

che meine ersten, vorsichtigen Schritte.

Weit komme ich nicht

Plötzlich verlässt mich meine Kraft. Mit einem leisen Stöhnen sinke ich zu Boden und bleibe auf dem weichen Teppich liegen. Mein Atem geht stoßweise, Schatten tanzen vor meinen Augen.

Hunger lässt meinen Magen knurren.

Oder ist es Durst?

Beides?

Nach ein paar Minuten versuche ich erneut, auf die Füße zu kommen. Es gelingt mir, zurück zum Bett zu wanken, mich niederzulegen und die Augen zu schließen.

Als ich sie wieder öffne, sind zwei Stunden vergangen. Es ist kurz nach zehn, der Durst ist drängender geworden. Einerseits will ich das Zimmer verlassen, um nach einer Küche zu suchen. Andererseits fehlt mir die Kraft, es noch einmal zu versuchen.

Gerade als ich mich umwende, um nach einer Flasche Wasser oder Limonade, Cola oder Milch zu suchen, wird die Tür des Zimmers geöffnet und Chantalle betritt den Raum. Sie trägt nichts als einen Bademantel, ihre Haare sind nass und ein frischer Duft geht von ihr aus.

Unsere Blicke treffen sich.

»Es tut mir leid«, wispert sie. »Wirklich, es tut mir sehr leid. Hätte ich es gewusst ...«

»Wa...« Ich räuspere mich, da mein Hals zu rau, meine Stimme zu schwerfällig ist, um das Wort zu artikulieren. Dann versuche ich es noch einmal. Diesmal klappt es besser. »Was tut dir leid?«

»Was ich dir angetan habe. Was ich tun musste, um dich zu retten. Hätte ich geahnt, was in dir schlummert, ich hätte dich nicht gebissen, nicht zu dieser Seelenverschmelzung gezwungen. Aber ich hatte keine Ahnung.«

Sie nimmt neben mir Platz und streichelt nahezu zärtlich meine Stirn. Wie eine Mutter, die ihr krankes Kind tröstet.

»Wenn ich nur wüsste, wovon du redest«, bringe ich hervor. »Kannst du mir ... etwas ... trinken ... bitte.«

Meine Konzentration lässt nach, ich beginne zu faseln. Mehr und mehr dämmert mein Bewusstsein weg, die Schwärze greift erneut nach mir.

Nur undeutlich sehe ich Chantalle, die mir erneut ihre Hauer präsentiert, sich dann aber in ihr linkes Handgelenk beißt und so zwei blutende Wunden schafft.

Kurz darauf presst sie die Wunde auf meine Lippen.

»Trink«, wispert sie dabei. »Trink, oder du wirst sterben. Es ist deine Wahl Laura.«

Angewidert will ich ihre Hand beiseite schieben. Trinken, ja. Aber doch kein Blut!

Dann aber laufen die ersten Tropfen auf meine Zunge, und plötzlich ist nichts mehr wie zuvor.

Der Ekel verschwindet vollständig. Mehr noch, er wird von reiner Gier beiseite geschoben. Meine Zunge saugt das Blut auf, als wäre sie ein Schwamm. Die Dunkelheit verschwindet, meine Sinne klären auf, die Müdigkeit verschwindet.

Wollte ich die Hand zuvor beiseite schieben, so presse ich sie nun an mich. Mir reicht nicht mehr, was ohnehin in meinen Mund fließt. Darum beginne ich, an den Wunden zu saugen.

Wieder strömen Bilder in mein Unterbewusstsein.

Chantalle öffnet sich mir, gibt die tiefsten Geheimnisse ihrer Art preis.

Ich sehe fremde Länder und Kulturen, Lust, Freude, Trauer und Schmerz. Die Bilderflut überwältigt mich. Noch immer sauge ich an der Hand der Vampirin, trinke das Blut, das zuvor in ihr zirkulierte.

So lange, bis sie sich mir entzieht. »Es reicht, Laura. Sonst schwächst du mich.«

Sie streift den Bademantel ab und legt sich zu mir. Sanft nimmt sie mich in den Arm. »Wie fühlst du dich?«

»Ziemlich gut«, gebe ich zu. »Jetzt ...«

Die Vampirin schenkt mir ein Lächeln. »Du erinnerst dich an das, was du mir erzählt hast? Der Unfall, der dich fast das Leben gekostet hätte?«

Ich nicke.

»Ich weiß, warum du nicht gestorben bist. Warum du als einzige deine schweren Verletzungen überlebt hast.«

»Glück«, murmele ich. »Die Sanitäter waren rechtzeitig vor Ort, um mich zu reanimieren. Sonst wäre ich an Ort und Stelle gestorben.«

»Du wärest dennoch gestorben. Die OP verlief nicht gut. Die Ärzte konnten deine inneren Blutungen nicht stoppen, dein Herz setzte mehrfach aus. Sie informierten deine Eltern und verlegten dich auf die Intensivstation, um dich dort in Frieden sterben zu lassen. Deine Mutter und dein Vater kamen, um in den letzten Minuten an deiner Seite zu sein. Doch dann tat dein Dad etwas, mit dem niemand im Krankenhaus hatte rechnen können.«

Sie legt eine dramatische Pause ein. Mit einer Hand fährt sie mir durch das verschwitzte Haar, ihr Blick drückt Wärme und Zuneigung aus.

»Was tat mein Vater?«, will ich widerwillig wissen.

»Er entkorkte eine Phiole mit roter Flüssigkeit und kippte dir den Inhalt in den Mund. Einem Reflex folgend hast du es geschluckt und nur zwei, drei Minuten später schlossen sich deine Wunden, dein Kreislauf wurde stabil und deine Temperatur sank.«

»Was zur Hölle hat er mir gegeben?«, will ich wissen. Davon hatte mir meine Mutter nie erzählt. Ich dachte, die

Kunst der Ärzte hätte mein Leben gerettet, nicht eine geheimnisvolle Flüssigkeit, die mir mein Vater verabreichte.

»Vampirblut. Er musste damals bereits Kontakt zu uns haben, sonst hätte er die Phiole nicht in so kurzer Zeit besorgen können. Er rettete dein Leben und pflanzte damit einen besonderen Keim in deine DNA. Als ich dich biss und dir *meinen* Keim gab, kam es zu einer Reaktion, einem anaphylaktischen Schock nicht unähnlich. Fast wärest du gestorben. Es gelang mir, dich zu retten. Aber der Preis ist hoch!«

»Bin ...« Angst überkommt mich. Angst, die Frage zu stellen und noch größere Angst vor der Antwort. »Bin ich eine Blutsaugerin?«

Chantalle schüttelt den Kopf. »Nein, bist du nicht. Aber du bist auch kein Mensch mehr. Du stehst zwischen den Welten. Das bringt Vor- und Nachteile mit sich. Eines ist jedoch essenziell; du musst hin und wieder menschliches Blut trinken. Sonst verkümmert der Keim in dir und ohne diesen bist du nicht lebensfähig.«

Um es kurz zu machen – ich bin ein Freak. Ein Zwischending, nirgendwo zu Hause und auf menschliches Blut angewiesen. Das ist großartig.«

»Es tut mir leid«, wiederholt Chantalle. Mit ihren Lippen liebkost sie meine Wangen. »Du kannst mich hassen für den Rest deines Lebens. Oder du begreifst deine Gaben als Geschenk.«

»Ich hasse dich nicht.« Das ist sogar die Wahrheit. Mehr noch, ich fühle mich zu ihr hingezogen. Auf eine irrationale Weise zwar, die nichts mit Liebe oder sexueller Begierde zu tun hat, aber doch zu stark ist, als dass ich das Gefühl ignorieren könnte.

»Wir sind verbunden«, erklärt Chantalle, noch bevor ich eine entsprechende Frage stellen kann. »Ein Band, unsicht-

bar und stark, verbindet uns. Selbst über viele Meilen hinweg werden wir einander spüren. Du bist mein Geschöpf, dir gilt meine Zuneigung ganz automatisch. Eine Liebe, die du mit niemandem teilen musst, denn bislang widerstand ich dem Drang, mich auf diese Weise fortzupflanzen.«

»Kinder, die durch einen Unfall entstehen, werden oft nicht so geliebt wie Wunschkinder«, gebe ich ironisch zurück. »Und ein Unfall bin ich wohl, oder?«

Ein leises Lachen kommt über Chantalles Lippen. »Ich hätte dich sterben lassen können und keiner wäre auf die Idee gekommen, mich deswegen zu beschuldigen. Ich *wollte* dein Leben retten.« Ihre Lippen berühren meinen Mund, wir küssen einander. Erst vorsichtig, dann leidenschaftlicher. *Das Virus kann ihr nichts anhaben. Habe ich das Virus überhaupt noch? Bin ich noch HIV-positiv?*

Fordernde Berührungen lassen mein Herz schneller schlagen, ihr nackter Körper ist eine Sünde. So schön, so makellos, dass er jeden anderen Gedanken beiseite fegt.

Als meine Lippen ihre Brüste liebkosten, seufzt sie genießerisch auf, als meine Zunge ihre Feuchte kostet, wimmert sie vor purer Begierde. Ihre Hände krallen sich in meinen Po, hart zieht sie meinen Unterleib auf ihr Gesicht.

Was folgt, ist purer Sex, der sich über Stunden erstreckt und mich auf angenehme Weise auslaugt. So, wie es sein soll ...



Kapitel 7

Außerplanmäßiges

I

New York City

»Laura!«, ruft meine Partnerin erleichtert, als ich am nächsten Morgen mein Appartement betrete, den Schlüssel des Wagens auf das Sideboard im Flur werfe und meine Jacke auf einen Haken hänge.

Sie kommt aus dem Wohnzimmer und starrt mich fassungslos an. »Wir alle haben uns Sorgen gemacht!«

»Wer ist denn *wir alle* und was machst du in meinem Appartement? War deines nicht mehr hübsch genug?«

»Ich wollte hier sein, falls du zurückkommst. Gut, dass wir die Ersatzschlüssel getauscht haben. Und zu deiner Frage, wer sich Sorgen machte – Baptiste, Singh und ich; das reicht ja wohl!«

Sie seufzt, ehe sie fortfährt: »Chantalle nahm dich mit zu sich, sie wusste nicht, ob du überleben würdest. Wir hörten nichts von dir und dann spazierst du einfach in deine Wohnung. Warum hast du nicht angerufen?«

»Ich kam nicht dazu«, erwidere ich mit einem schmalen Lächeln.

Die Sonne scheint in meine Wohnung. Die Helligkeit

blendet meine empfindlichen Augen, sodass ich die Sonnenbrille wieder aufsetze. Der Keim der Vampirin hat mich zu einem besseren Menschen gemacht. Zumindest anatomisch gesehen. *Laura 2.0*, wie ich während der Fahrt zu meinem Appartement ironisch dachte. Die Narben, die meinen Körper überziehen, sind geblieben, daran kann auch ein vampirischer Keim nichts ändern. Zumindest nicht so lange, bis ich zu einer echten Blutsaugerin werde. Und auch meine Infektion wird nicht verschwunden sein. Heilkräfte dieser Art besitzen nur Vampire. Mehr noch – Chantalle befürchtete sogar, das Virus könne mutieren und sich anpassen, um anschließend noch aggressiver zu sein. Geschieht das, werde ich elend krepieren oder muss mich vollends wandeln lassen. Sofern sie mich wandeln kann, da ein mutiertes Virus *dann* auch Vampire befallen könnte. So wie ein Grippevirus 1918 bis 1920, das weltweit fast eine Million Vampire das Leben kostete.

Immerhin hat der Keim Gehör, Geschmacks- und Geruchssinn verbessert. Ich bin stärker und schneller als zuvor, mein Wissen um die Welt sowie ihre Geheimnisse ist größer geworden.

Die Nachteile liegen auf der Hand – ich brauche regelmäßig menschliches Blut, um überleben zu können. Bei körperlicher Anstrengung jedweder Art dürstet es mich früher nach dem Lebenssaft, in ruhigen Phasen später. Hinzu kommt, dass ich anfällig für vampirische Erkrankungen bin; Allergien auf bestimmte Stoffe wie zum Beispiel Silber, Hämorrhagisches Fieber oder anaphylaktische Reaktionen auf fremde Keime.

Chantalle überließ mir eine Liste mit Clubs und Läden, in denen ich mich mit Mischgetränken eindecken kann. Wein, Bier oder auch Softdrinks, versetzt mit Blut. All die mythischen Wesen wie Vampire oder Werwölfe leben im Verb-

organen, und doch hat sich eine Industrie entwickelt, welche die speziellen Bedürfnisse dieser Kreaturen befriedigt.

Chantalle zum Beispiel besitzt eine Reinigungsfirma, die sich speziellen Tatorten widmet. Sie stellt nur *Wissende* ein. Menschen, aber auch andere Wesen. Auch Werwölfe müssen Miete zahlen ...

»Du kamst nicht dazu?«, ruft Jane aufgebracht. »Ich dachte schon, Chantalle würde mir deine Leiche auf die Fußmatte legen. Was ... was in aller Welt hast du getan?«

Sie kommt näher und versucht, mir in die Augen zu schauen. Doch die Brille ist derart verspiegelt, dass sie meine Pupillen nicht erkennen kann.

Das ist auch gut so, denn wie ich bei einem Blick in den Spiegel merkte, schimmern meine Augen in einem metallenen Blau.

»Wir kamen uns näher.« Ich seufze. »Himmel, Jane, du bist eine erwachsene Frau. Was denkst du, was wir getan haben?«

»Du hast mit ihr zwei Nächte verbracht, um dich zu vergnügen? Du meine Güte!«

»Ich wäre fast gestorben«, lasse ich sie wissen. »Chantalle rettete mir das Leben. Ich brauchte die Zeit, um mich an die neue Situation zu gewöhnen.« Ich lege meine Hand auf ihre Schulter. »Es tut mir leid, dass ich mich nicht gemeldet habe. Die letzten beiden Nächte waren extrem bizarr.«

Sie nickt und lächelt wieder. »Hauptsache, du lebst und es geht dir gut. Außerdem sollte sich deine Einstellung nun geändert haben, oder?«

Ich öffne meine Geldbörse und nehme 20 Pfund hervor.

Sie lacht leise, während sie das Geld einsteckt. Dann schaut sie mich an. »Was machen wir heute? Willst du dich ausruhen? Oder bist du fit?«

Ich nehme Chantalles Liste zur Hand. »Ich möchte ein

paar Dinge einkaufen. Später können wir eine Runde Wii spielen, ich möchte die Zeit bis zum Dienstbeginn nutzen.«

II

Der Laden ist klein und unscheinbar. Er schmiegt sich in eine Reihe ebenfalls kleiner, unscheinbarer Läden, die alle seit Jahrzehnten zu existieren scheinen.

Wer hier sein Geschäft betreibt, der will nicht expandieren oder von jedem neuen Hype profitieren, der aus den Tiefen des Webs aufkommt, die Gedanken der Menschen vernebelt und wieder verschwindet, als sei nichts geschehen.

Wer hier hinter der eigenen Theke steht, der ist zufrieden mit dem täglichen Auskommen, das ihm die Bewohner der Nachbarschaft garantieren. Kundschaft und Händler altern gemeinsam. Manchmal vollzieht sich auf beiden Seiten ein Generationswechsel, manchmal auch nicht.

Mein Blick gleitet über die Auslagen im hinteren, den regulären Kunden unzugänglichen Bereich des Shops.

Zwei Kühlregale stehen hier, in denen verschiedene Getränke angeboten werden. *Bud Red* ist ebenso dabei wie Weine und Liköre, versetzt mit Blut.

Ich entscheide mich für ein paar Flaschen Coke Blood sowie einen Sixpack Bud Red. Gerade als ich den zweiten, eher geheimen Verkaufsraum verlassen will, sehe ich einen Ständer mit Magazinen.

Bites lese ich. Der Titel ist in roter Schrift gehalten, zwei Fangzähne ragen aus dem obersten Bogen des B.

Der Aufmacher verspricht ein Interview mit einem der ältesten Vampire Amerikas. Zudem geht das Magazin der Frage nach, ob man der Regierung in Washington trauen darf.

Ich lege das Magazin ebenfalls zu meinen Einkäufen. Anschließend greife ich zu einem Blatt, welches sich mit dem Paranormalen allgemein befasst.

In diesem Moment wird mir zum ersten Mal klar, dass sich jenseits dessen, was jeder kennt und als gültig akzeptiert, eine Subkultur gebildet hat. Eine Gesellschaft der Nacht, ignoriert von den Menschen.

Wie ignorant ich selbst doch all die Jahre gewesen war. Das, was ich nun erlebe, hatte sich direkt vor meiner Nase abgespielt, hier im Big Apple. Dennoch war es mir entgangen, für jede Absonderlichkeit hatte ich stets eine gute Erklärung gehabt. Eine, die den Naturgesetzen entsprach und die man vor Freunden oder Bekannten vertreten konnte.

»Wäre das alles?«, reißt mich eine keifende Stimme aus den Gedanken. Inzwischen stehe ich vor der Kasse, meine Einkäufe sind bereits eingetippt.

»Ja, danke«, erwidere ich und schenke dem Mann hinter der Theke ein freundliches Lächeln. »Eine sehr interessante Auswahl, die Sie da haben.«

Er beäugt mich misstrauisch, dann schaut er sich um.

Wir sind alleine im Laden.

»Sie sind noch nicht lange einer von uns, oder?« Er kichert. »Warum laufen Sie eigentlich bei Tage durch die Straßen? Wir haben rund um die Uhr geöffnet. Abends bedient meine Tochter; sie ist eine von euch. Meinte, Blutsauger seien *edler*. Pah ...«

»Gut zu wissen.« Ich lege meine Karte auf den Tresen, um die Einkäufe zu zahlen. »Nun, ich bin am Tage und bei Nacht aktiv. Wie es gerade kommt.«

»Vampire.« Er schüttelt den Kopf, zieht meine Karte durch den Schlitz des Kreditkartenlesers und wartet, bis die Zahlung autorisiert wird. Seine Bewegungen, und das

fällt mir erst jetzt auf, sind geschmeidig, fast fließend. Zudem besitzen seine Augen einen Gelbstich.

Lykanthrop. Ein Schauer rieselt mir über den Rücken, als ich den Verkäufer als das erkenne, was er ist.

Ein Werwolf.

Vielleicht kommt das Wissen von Chantalle. Oder aber jeder würde einen Werwolf erkennen, solange er sich nur dem Unfassbaren stellt, es akzeptiert.

»Vielen Dank für Ihren Einkauf«, reißt mich seine Stimme aus den Gedanken. »Beehren Sie uns bald wieder.«

Er blinzelt mir zu, wendet sich dann aber einem Jugendlichen zu, der Sekunden zuvor den Laden betreten hat und nun an der Theke steht, in der Hand zwei Schokoriegel aus einem kleinen Regal unterhalb der Kasse. »Einen schenke ich dir, der andere kostet 79 Cent«, keift der Ladenbesitzer. »Und grüß mir deine Mutter.«

Ziemlich paranormal, hu?

Noch auf dem Weg zu meinem Wagen meldet der PDA einen eingehenden Anruf. Dem Klingelton nach zu urteilen ist es Jane.

»Ja?«, frage ich kurz angebunden, verstaue meine Einkäufe im Kofferraum des Wagens, der mir von Paraforce zur Verfügung gestellt wurde, und gehe zur Fahrertür.

»Baptiste will uns sehen. Er sagt, unser Dienst würde etwas früher beginnen; ein Fall steht an. Komm zum Büro.«

»Ich bin unterwegs.« Damit steige ich ein und starte den Motor. Das ging aber flott. Was wohl so dringend ist, dass er uns schon vor der Zeit braucht?

III

»Wie geht es Ihnen?«, will Baptiste wissen, nachdem wir den kleinen Konferenzraum im Keller des UN-Hauptge-

bäudes betreten und unsere Plätze eingenommen haben. Nun sind wir nicht in seinem kleinen Büro, andere Mitarbeiter von Paraforce sind zugegen – also benutzt er das förmliche *Sie*, so wie auch ich die Höflichkeitsform benutze.

»Danke, Sir – es geht. Ich bin einsatztauglich.«

Er schüttelt den Kopf. »Das meinte ich nicht, Commander. Sie haben Außergewöhnliches erlebt, Ihr Körper macht Veränderungen durch. Sie ... kommen damit klar?«

»Natürlich.« Mir wäre lieber, wenn er endlich zum Grund dieser kleinen Versammlung käme. Singh ist anwesend, sowie einer seiner Assistenten – Doktor Bergstroem aus Schweden. Der Raum ist zudem abgedunkelt, was auf eine Diashow oder Videovorführung schließen lässt. *Wo ist das Popcorn, wenn man es braucht?*

»Gut, dann ...« Baptiste merkt, dass mir seine Fragen unangenehm sind. Auch wenn mich Singh interessiert mustert. Unter seinem Blick fühle ich mich plötzlich wie eine Laborratte. *Machen wir Versuche mit dem Freak. Hier eine Nadel, da ein Gift und etwas Strom kann auch nicht schaden ...*

Es wird noch etwas dunkler, eine Leinwand fährt hinter Baptiste aus der Decke. Kurz darauf bekommen wir tatsächlich einen kleinen Film zu sehen.

Das Bild zittert. Es ist mit einer Handkamera aufgenommen; wenn auch mit einer guten. HQ, wie ich annehme. Es übermittelt den Schrecken besonders plastisch.

Zu sehen ist ein Speisesaal in einem alten Gebäude. Hohe, steinerne Wände, von der Decke baumeln Kerzenleuchter.

Manche der Stühle an den langen Tischen stehen, andere sind zur Seite gekippt. Auf dem Boden liegen reglose Männer in braunen Kutten. Blut bildet große Lachen auf den Steinplatten, die Leiber sind seltsam verkrümmt.

Langsam gleitet die Aufnahme über Wesen, wie ich sie noch nie gesehen habe. Zotteliges Fell, gelb leuchtende Augen und scharfe Zähne in den Mäulern. Zudem ragen Krallen aus den Fingern.

Werwölfe!

Doch sie sind nicht die einzigen bizarren Wesen. Kleine, etwa ein Meter große Gestalten laufen auf zwei Beinen umher, ein wenig unsicher und konfus. Sie sind braun, verfügen über große Augen und Ohren sowie über zwei Reihen messerscharfer Zähne. Zudem besitzen sie einen Schwanz; eine Rute, die aufgeregt hin und her schwingt.

Besonders beeindruckend sind jedoch ihre Hände, denn sie glühen in einem fahlen Gelb. Hin und wieder lodern kleine Flammen aus ihnen hervor.

Menschen sehen wir auch, jedoch nur zwei. Einen jungen Mann mit stechend schwarzen Augen, ordentlich gescheitelter Frisur und gebräuntem Teint. Er trägt zu meinem Erstaunen einen Armani und steht zwischen all dem Grauen, als würde es gar nicht existieren.

Neben ihm, in einem schwarzen Leder-Overall, steht eine junge Frau. Sie lächelt kalt, ihr Blick drückt Triumph aus. Auf dem Rücken trägt sie ein Schwert, in der Hand hält sie eine Pistole.

Einer der Geistlichen – denn nichts anderes sind die Männer auf dem Boden – regt sich. Seine Hand bewegt sich über den Boden, mühsam richtet er sich auf.

Sofort ist die Fremde bei ihm, presst ihm die Mündung der Pistole in den Nacken und lächelt dabei genießerisch. Sie schließt die Augen, ihr Mund öffnet sich leicht.

Dann drückt sie ab.

Der edel Gekleidete blickt direkt in die Kamera. So, als wolle er uns anschauen. Dann ruft er ein paar Worte in einer Sprache, die heute niemand mehr spricht.

Die Aufnahme endet, der Film stoppt.

»Das Kloster, das wir gerade gesehen haben, liegt in Italien. In einer einzigen Nacht starben 156 Geistliche. Die Bibliothek wurde geplündert, sonst aber nichts gestohlen. Es ging den Tätern nicht um weltlichen Reichtum, sondern um altes Wissen.«

»Was hat der Typ gesagt?«, fragt Jane. »Die Worte erscheinen mir vage vertraut, aber ...«

Singh räuspert sich. »Wir haben sie übersetzen können. Wir glauben, es heißt ...«

»Macht dank Wissen und Wissen dank Macht!«, unterbreche ich den Wissenschaftler. »Das Motto einer alten Bruderschaft, die einst in Ägypten aktiv war. In Kemet, um genauer zu sein. Leute aus Napoleons Tross brachten die Lehren dieser Bruderschaft nach Europa. Im 18. Und 19. Jahrhundert fand sie einige Anhänger in den gebildeten und reichen Kreisen; auch in England. Wie so vieles verlor sich das alles aber in den Wirren ab 1900, spätestens mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs war damit Schluss.«

Baptiste grinst. »Wie der Vater, so die Tochter.« Er blinzelt Singh zu. »Ich sagte doch, dass Sie keine wertvolle Laborzeit verschwenden müssen.«

Der Inder nickt, scheint aber nicht frustriert zu sein. Im Gegenteil, er lächelt zufrieden.

Jane starrt noch immer auf die Leinwand. »Das war Daniel Bender«, sagt sie plötzlich unvermittelt. »Was in aller Welt ...*Daniel?*«

»Daniel Bender, ja.« Baptiste nickt. »Seine Begleiterin nennt sich Xania. Ihren richtigen Namen kennt wohl nur sie selbst, ebenso ihre Abstammung und ihr Alter. Sie geistert seit ein paar Jahren durch die Akten der Geheimdienste.« Er schaut mich an. »Sie kennen Sie ebenfalls, nicht wahr?«

Ich nicke. »Eine Killerin, die ihre Arbeit ein bisschen mehr mag als andere. Hat ein paar Geschäftsleute und Politiker getötet. Ich kam am Rande einer schwarzen Operation mit ihr in Berührung, gekreuzt haben sich unsere Wege aber bislang nicht.«

»Schwarze Operation?«, fragt Jane.

»Niemand weiß von ihr, nicht einmal die Regierung. Der Geheimdienst tut, was getan werden muss, und keiner erfährt davon. Manche Operationen sind so schwarz, vor 200 Jahren hätten die Baumwolle gepflückt.«

Mein Spruch sorgt für Heiterkeit, die jedoch rasch verebbt. Zumal ich mich an meine Begleiterin wende. »Wer ist Daniel Bender?«

»Ein Schüler deines Vaters. Die beiden arbeiteten eng zusammen. Daniel war es, der mich einführte. Dann verließ er das Team, um seiner Wege zu gehen. Aber dass da ...« Sie deutet auf die Leinwand, obwohl diese nichts mehr zeigt, »das ist ... *barbarisch*. Grauensvoll. Wie kann ein Mensch, den man mag und zu kennen glaubt, zu so etwas fähig sein? Er war fröhlich und freundlich, achtete das Leben. Daniel war nie ein ... Monster.«

»Ich fürchte mich nicht vor den Feinden, die ich kaum kenne, sondern vor den Freunden, die ich zu kennen glaube. Sie sind es, die einem den Dolch in den Rücken stoßen«, erwidere ich düster.

»Von wem ist das?«, fragt Baptiste.

»Von meinem Vater.« Ich winke ab. »Liegen bereits nachrichtendienstliche Informationen über Bender vor?«

»Wir haben ein Dossier, aber das ist nicht gerade üppig. Wir wissen, dass er sich nach Osteuropa zurückgezogen hat. Genauere Informationen liegen uns nicht vor. Dennoch wäre es gut, wenn Sie sich auf den Weg machen könnten.« Baptiste schaut mich lächelnd an.

»Wir kennen zwar nicht den Aufenthaltsort von Bender – aber ich mache mich auf den Weg. Kein Problem, nur ... wohin? Ungarn? Rumänien?«

»England«, erwidert mein Vorgesetzter mit einem süffisanten Lächeln. »Bender war der Assistent Ihres Vaters. Möglich, dass Sie in alten Unterlagen einen Anhaltspunkt finden, *was* Daniel Bender zu solch einer Tat bewegen könnte.«

»Also Ermittlungen in den eigenen vier Wänden. Was für ein Spaß das wird«, nuschele ich. »In die Vergangenheit meines Vaters einzutauchen gefällt mir gar nicht. Der alte Mistkerl ...« Ich winke ab, noch bevor Baptiste etwas erwidern kann. »Ich weiß, dass es sein muss. Ein bisschen Frustration wird aber erlaubt sein.«

»Lassen Sie sich eine Maschine buchen. Wir spielen das Dossier von Bender auf Ihren PDA. Sollten wir weitere Informationen erhalten, lassen wir es Sie wissen.«

»Und Jane? Sie begleitet mich hoffentlich, denn sie kennt sich in den Unterlagen meines Vaters besser aus als ich.«

»Natürlich. Sie sind ein Team – nur an die Front geht sie nicht.« Baptiste räuspert sich. »Eines noch, Commander – Sie sind nach wie vor Mitarbeiterin des MI6. Wir haben Sie nur ausgeliehen.«

»Bedeutet?«, will ich wissen.

»Dass die Gesetze und Regeln des MI6 für Sie noch immer in Kraft sind. Auch der Intelligence Service Act, Absatz 7¹. Sie wissen, was ich meine ...«

1 *If [...] a person would be liable in the United Kingdom for any act done outside the British Islands, he shall not be so liable if the act is one which is authorized to be done by virtue of an authorization given by the Secretary of State under this section.* - Umgangssprachlich die »Lizenz zum Töten« des MI6

»Sie ... wollen einen Abschuss?« Es ist nicht das erste Mal, dass ich eine solche Order erhalte und bislang kam ich ihr stets nach. *Den Guten schadet, wer die Schlechten schont.* Das wussten schon die alten Römer. Mein Ziel war es stets, die guten Bürger des Vereinigten Königreichs zu schützen. Sonst wäre ich nicht Agentin des MI6 geworden. Einen solchen Befehl jedoch vom Leiter der Paraforce zu erhalten, ist etwas anderes.

»Wenn es sich nicht vermeiden lässt ...« Baptiste startet den Film noch einmal, stoppt ihn aber kurz darauf und lässt uns das Standbild sehen. »Wir müssen wissen, was dieser Bender plant. Hier sind Kreaturen zu sehen, die es nicht geben dürfte. Damit meine ich nicht die Gestaltwandler. Ihre Aufgabe wird es sein, mehr über die Umtriebe herauszufinden.«

Er zögert kurz. »Nun ja, was diese Xania angeht, da müssen wir nicht lange überlegen. Sie ist seine Killerin.«

Spätestens jetzt wird jedem im Raum klar, dass Paraforce keine kleine Truppe spleeniger Geisterjäger ist. Viele von uns sind Agenten und tun, was sie bislang taten – nur auf einem anderen Gebiet. Wobei man das, was in dem Kloster geschah, guten Gewissens als Terrorismus bezeichnen kann. Darum behandeln wir die Sache auch so. Bender auf den Zahn fühlen, seine Killerin hingegen ... *Friede ihrer Seele.* Oder Friede meiner Seele, sollte sie besser sein als ich.

Die Besprechung ist beendet, wir verlassen den Raum.

Jane ist schweigsam. Die letzten Sätze haben auch sie auf den harten Boden der traurigen Realität geholt.

»Blutentnahme!«, singt Singh hinter mir, packt meinen Arm und zerrt mich in sein Labor. »Ich hoffe, meine Therapie und Chantalles Werk konnten Ihnen helfen. Es besteht die Möglichkeit, dass das Virus zurückgedrängt wird.«

Mein Arm wird angebunden, desinfiziert, eine spitze Na-

del jagt in meine Vene, Blut sprudelt in ein Röhrchen. Als es voll ist, zieht er die Nadel aus meinem Fleisch, löst den Stauschlauch und klebt ein Pflaster auf die Wunde. »Drücken, sonst wird es blau.«

Ich will gehen, aber er hält mich fest. »Wir haben hier die besten Geräte. Das Ergebnis ist in fünf Minuten da.«

»Das geht?«

Er grinst. »Nur hier, in diesem Labor. Wir sind gut ausgerüstet. Nur das Feinste für Paraforce. Wir haben die Staatsverschuldung der Mitgliedsländer in die Höhe getrieben.« Er lacht gurrend.

Ich schaue zu, wie er das Röhrchen mit meinem Blut in eine Maschine steckt, den Deckel schließt und ein paar Knöpfe drückt. Angst beschleicht mich; Angst vor dem Ergebnis.

Während wir warten, nimmt er eine Ampulle aus der Schublade und zieht die Flüssigkeit in eine Spritze. »Ein paar Vitamine können nicht schaden«, erklärt er in seinem Sing-Sang, greift nach meinem Arm und desinfiziert die Stelle. Dann hämmert er mir die Nadel in den Muskel. Die Flüssigkeit brennt, doch ich bleibe tapfer. Obwohl ich Spritzen überhaupt nicht mag.

Als Singh die Ergebnisse meines Tests aus dem Drucker holt, beschleunigt sich mein Puls. Ich kenne die Zahlen und weiß, was sie eventuell bedeuten.

Er schaut mich an, sein Blick wird sorgenvoll. »Die Virenlast ist ein wenig gestiegen«, erklärt er mit belegter Stimme. »Es könnte sein, dass die Medikamente noch immer nicht richtig anschlagen. Oder dass das Virus mutiert ist.«

Fuck. Das richtet mich zugrunde. Am Ende kann ich die vier Wochen gar nicht verlängern, weil ich elend krepriere. »Nun ja, dann muss ich wohl andere versuchen.«

»Ich informiere mich, während Sie Ihren ersten Fall lösen. Machen Sie sich keine Sorgen, wir bekommen das in den Griff!«

Er lächelt, aber es wirkt gequält.

»Es ist, wie es ist.« Damit wende ich mich ab und verlasse das Labor. Jane und ich müssen unsere Reisetaschen packen.



Kapitel 8

My home is my castle

I

Peterborough

Die Unterlagen meines Vaters aus der fraglichen Zeit liegen auf dem Schreibtisch und auch auf dem Boden des Büros.

Jane geht die verschiedenen Tagebücher und Aufzeichnungen durch. Uns interessieren vor allem jene Wochen und Tage, bevor Bender kündigte und seiner eigenen Wege ging. Wir wissen nicht, was es war, vermuten aber, dass etwas vorgefallen war. Etwas, das Bender davon überzeugte, ab sofort ohne den Professor weiterzumachen.

Seine Ziele waren nicht mehr die meines Vaters. Auch wenn dieser ein sadistisches, pädophiles Schwein gewesen war, so hätte er doch keine Morde an Geistlichen unterstützt.

»Ich weiß nicht, wonach ich suchen soll!«, ruft Jane frustriert. Sie bläst sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Das ist doch ...« Sie hält inne und starrt auf ein kleines, rotes Buch. Goldene Schrift ziert den Einband. *Macht dank Wissen und Wissen dank Macht!*

Es ist die Handschrift meines Vaters, daran besteht kein

Zweifel. Ich kenne die geschwungenen Buchstaben und die geringen Abstände zwischen den Worten.

Neugierig schlägt Jane das Buch auf. »Es sind Aufzeichnungen«, erklärt sie nach ein paar Sekunden. »Nicht nur von Professor Stewart, sondern auch von Daniel. Sie arbeiteten gemeinsam daran. Es geht um die Grundlagen jener Bruderschaft. Offenbar nannten sie sich ...«

»Gemeinschaft der Auserkorenen des Aton«, unterbreche ich sie, in Europa nannten sie sich kurz *Atons Auserkorene*, kürzen sich jedoch A.T.A.U. ab.«

»Das stimmt.« Jane seufzt. »Du weißt, dass du in die Fußstapfen deines Vaters hättest ...« Sie sieht meinen mahnenden Blick und senkt den Kopf. »Diese Aufzeichnungen klingen, als hätten dein Vater und Daniel geplant, den alten Kult neu zu beleben. Es geht um Dokumente und Symbole, die überall auf der Welt verstreut zu finden sind.«

Ich nehme auf meinem Chefsessel Platz. »Vielleicht ging es Daniel Bender um solche Dokumente. Wer weiß, was die Geistlichen in ihren Klöstern aufbewahren. Geheime Schriften, Bücher oder auch Bilder; zusammengetragen vor langer Zeit.«

»Das könnte sein.« Jane beginnt, die Unterlagen meines Vaters zurück in die Schränke und Regale zu räumen. Dabei schenkt sie jenen eine besondere Beachtung, die *nach* dem roten Buch entstanden.

Weitere Hinweise auf die Pläne meines Vaters, Daniel Benders oder eine moderne Variante der A.T.A.U. findet sie jedoch nicht.

Ich greife nach dem Telefon, um mit Baptiste zu sprechen. Er muss wissen, was wir gefunden haben. Jane soll sich derweil mit dem Kloster befassen und nachforschen, welche Geheimnisse oder vermeintlichen Geheimnisse die Mönche hüteten.

Das Gespräch mit unserem Vorgesetzten ist kurz. Noch liegen uns keine neuen Erkenntnisse über den Unterschluß von Bender vor. Obwohl Paraforce verschiedene Quellen anzapfen kann. Je nachdem, wie Bender auftritt, genießt er jedoch eventuell den Schutz einer Regierung.

Nachdem ich aufgelegt habe, verlasse ich das Büro, gehe ins Erdgeschoss und hole mir die Flasche mit dem Blutcola aus dem Kühlschrank. Mein Körper signalisiert mir auf zwei verschiedene Arten, dass er Hunger hat. Das normale *Magenknurren* setzt ein, wenn ich reguläre Nahrung benötige; Brot, Wurst oder ein Steak ...

Ruft mein Körper jedoch nach menschlichem Blut, so fühlt sich das anders an. Meine Wahrnehmung wird unscharf, ich spüre eine kaum zu beschreibende Schwäche durch meine Glieder ziehen. Gleichzeitig verändert sich die Art, wie ich einen anderen Menschen sehe. Seine Adern, das Blut, das durch seinen Körper zirkuliert und seine rosigen Lippen locken mich.

Nach ein, zwei tiefen Schlucken läßt das Verlangen bereits nach. Ich bin kein Vampir, sondern ein Freak. Darum benötige ich auch nicht so viel Blut.

Einen letzten Schluck gönne ich mir, dann stelle ich die Flasche zurück und gehe in den Keller. Dort ließ mein Vater eine uralte Kultstätte restaurieren. Sie entstammt der Keltenzeit, weckte jedoch bei meinem ersten Rundgang mein Misstrauen.

Etwas schien nicht zu stimmen, aber ich wusste nicht genau, was das war.

Nun kommt mir ein Verdacht.

Ich lasse die Treppe hinter mir, ignoriere die offene Tür zum Wellnessbereich und betrete den *Andachtsraum*.

In einem kreisrunden Bereich stehen sieben Menhire, deren Spitzen zur Decke ragen. Einst standen sie im Freien

und deuteten vielleicht auf irgendwelche Gestirne.

Nun weisen sie jedoch exakt auf eine große, flammende Sonne, die auf schwarzem Grund prangt. Keine Sterne oder Planeten, keine sonstigen Malereien. Nur eben diese Sonne.

Jetzt, da ich sie betrachte, wird mir klar, was mich bei meinem ersten Besuch in diesem Raum störte.

Die Kelten beteten meines Wissens niemals die Sonne als alleinigen Gott an, sie hätten sich nicht auf sie in einer derartigen Weise bezogen. Sie sahen die Natur als solche als heilig und wichtig, ihre Götter waren jedoch männlich oder weiblich und symbolisierten den Kreislauf des Jahres und des Lebens.

Mein Blick gleitet über die Menhire. Symbole sind in den Stein geschlagen, die mit Sicherheit nicht keltischen Ursprungs sind. Zum einen hinterließen die Druiden keine Schriften, die ihren Glauben dokumentierten, zum anderen benutzten sie keine Schrift, die jener den ägyptischen Hieroglyphen ähnelte.

»Laura?«, fragt Jane, während sie hinter mich tritt. »Ist alles in Ordnung?«

»Mein Vater begnügte sich nicht damit, nur theoretisch über die Neugründung des A.T.A.U. nachzudenken. Er schuf hier bereits den perfekten Versammlungsort. Schau dir das alles an.«

»Aton!« Jane nickt. »Es hätte mir früher auffallen müssen. Aber wie konnte er eine keltische Kultstätte derart verwandeln? Das ist ein Frevel!«

»Nein, ist es nicht!«, widerspreche ich ihr. »Im Gegenteil, es entspricht dem, was die Menschen seit Jahrtausenden machen. Heilige Bauten wurden oft an Plätzen errichtet, die bereits zuvor eine spirituelle Bedeutung besaßen. Mein Vater spürte vielleicht eine besondere Energie. Oder er

glaubte zumindest, dass dem so sei. Nimmt man dann noch den religiösen Grundsatz der Kelten hinzu, ergibt es perfekt Sinn.«

»Welcher Grund ...« Sie unterbricht sich, als sie begreift. »Alle Götter sind ein Gott. Egal, wem die Kelten hier huldigten. Sie huldigten *auch* Aton, selbst wenn sie nie von ihm gehört hatten.«

»So ist es«, bestätige ich. Was in aller Welt ging in meinem Vater vor? Erst dachte ich, er sei verrückt geworden. Dann lernte ich Chantalle kennen und revidierte meine Meinung. Jetzt aber ...

Chantalle. Sie fällt mir ein und plötzlich erscheint ihr Gesicht vor meinem geistigen Auge, verbunden mit dem Wunsch, ihr nahe zu sein. Ein kurzes Telefonat kurz vor dem Abflug kann die Sehnsucht nach Nähe, nach Berührung und Trost nicht stillen.

II

Mitten in der Nacht werde ich wach, ohne den Grund hierfür zu kennen.

Für ein paar Sekunden bleibe ich liegen, starre gegen die Decke und werde mir der Tatsache bewusst, dass meine Augen die Dunkelheit mühelos durchdringen. Ein Nebeneffekt dessen, war mir Chantalle *geschenkt* hat.

Fast schon glaube ich, dass es keinen bestimmten Grund für mein Erwachen gibt, als ich ein leises Geräusch aus der Halle höre. Schritte, die sich auf die Treppe zubewegen.

Meine Sinne sind sehr viel besser als vor meiner Begegnung mit Chantalle. Ich höre deutlich, dass es nicht Jane ist, die durch das Haus schleicht. Abgesehen davon, dass sie nicht schleichen würde, selbst wenn sie sich etwas aus der Küche geholt hätte.

Einbrecher!

Mit einer fließenden Bewegung lasse ich mich aus dem Bett gleiten, greife nach meinem Bademantel, der neben den Hausschuhen auf dem Boden liegt, und nehme schließlich die Pistole zur Hand.

Dann verlasse ich das Zimmer. Auf meine Datenbrille verzichte ich, meine Augen durchschneiden die Finsternis wie ein warmes Messer die Butter.

Mit nackten Füßen husche ich über den Flur und gehe neben der Treppe in die Hocke. Drei Männer bewegen sich durch die Halle, ausgerüstet mit Nachtsichtgeräten, Pistolen und Sprechfunk.

»Guten Abend!«

Meine Stimme schallt durch das Haus.

Sofort rucken die Köpfe herum, in meine Richtung. Die Einbrecher sehen mich und eröffnen das Feuer. Hätte ich mich neben der Treppe befunden, wäre dies mein Ende gewesen; kurz und schmerzhaft.

Doch gleich nach meinem Ruf hatte ich mich nach vorne geworfen, die Stufen hinab.

In die Schüsse bellt meine Glock und zwei der drei Männer stürzen tödlich getroffen zu Boden.

Erst jetzt realisiert der dritte, noch lebende Einbrecher, dass seine Chancen binnen weniger Sekunden massiv gesunken sind. Er wendet sich der breiten, offen stehenden Eingangstür zu und will die Flucht ergreifen.

Noch vor der Schwelle bin ich bei ihm und reiße ihn zu Boden, während aus dem ersten Stock hektische Schritte erklingen.

Jane kommt.

»Lass mich!«, ruft der Einbrecher, während ich ihn hart auf die Steinplatten presse. »Bitte, es tut mir leid!«

Wütend drehe ich ihn um, hebe seinen Kopf ein paar

Zentimeter in die Höhe und donnere ihn anschließend auf den Boden. Er schreit, kurz kämpft er gegen Ohnmacht und Übelkeit an.

»Was soll die Scheiße?«, frage ich verärgert.

»Wir wollten nur ein paar Wertsachen«, wimmert er. »Es tut mir leid. Holen Sie die ...«

Wieder donnere ich seinen Kopf auf den Boden, während Jane erschrocken kreischt.

»Ich frage noch einmal – was soll diese Scheiße? Lüg mich nicht an!«

Diesmal braucht er länger, um sich von dem Hieb zu erholen. Er würgt, kann den Mageninhalt jedoch bei sich behalten.

»Wir ... sollten ein rotes Buch holen. Als ... der Magier ... hörte, dass Sie hier ...« Ihm fällt es schwer, mir Antworten zu geben. Sein Blick wird trübe, seine Pupillen groß und starr. *Scheiße, zu viel Kraft.*

Ich stecke die Waffe ein, schiebe seine Pistole zur Seite und taste ihn ab. Im Schaft seines linken Stiefels steckt ein Messer. Dieses ziehe ich hervor, drehe die Hand des Mannes hart herum, sodass die Innenfläche nach oben weist, und ramme die Klinge in sein Gelenk.

Er brüllt auf, hat aber nicht die Kraft, sich mir zu entziehen.

Rot und warm sprudelt sein Blut aus der Wunde.

Ich wollte kontrolliert an seine Bluterinnerungen gelangen. Doch kaum sehe ich seinen Lebenssaft, als meine Beherrschung schwindet.

Rasch presse ich meine Lippen auf die Wunde und trinke, was mir in den Mund fließt. Pure Kraft durchströmt mich, jegliche Müdigkeit weicht aus meinem Körper.

Der Mann will sich mir entziehen, auch wenn sein Bewusstsein schwindet. Er zieht seinen Arm ein Stück zu-

rück, lässt es aber, als ich ihm einen letzten, heftigen Schlag verpasse. Er wird ohnmächtig, lebt aber noch, wie das sprudelnde Blut beweist.

Sekunden verstreichen, dehnen sich zu einer, dann zu zwei Minuten.

Plötzlich umfängt mich ein grelles, rotes Licht. Es hüllt mich ein, explodiert – und in ihm liegen die Antworten auf alle Fragen, die ich an den Einbrecher gehabt hätte. Der Grund seines *Besuchs*, die Burg der A.T.A.U. und auch, dass mein Verdacht richtig war – es ging bei dem Überfall auf das Kloster um uralte Dokumente, welche die Mönche verwahrten.

Selbst private Informationen fließen in mein Bewusstsein. Der Name seiner Tochter, die PIN seiner Bankkarte und andere, unwichtige Details.

Plötzlich aber reißt die Verbindung ab. Ein letztes Mal laufen Beben durch seinen Leib, sein Bein zuckt – dann liegt er ruhig.

Ich lasse von ihm ab, wische mir über den Mund und verschmiere damit doch nur das Blut, das mir über das Gesicht gelaufen ist.

»Wir wissen, wohin wir müssen«, sage ich und drehe den Kopf, um Jane zu mustern. Diese starrt mich an, fassungslos, die Augen blank.

»Hast du gehört, was ich gesagt habe?«, will ich wissen und richte mich auf.

Sofort weicht sie zurück.

»Jane?«

»Du hast ... Du hast ihn ...« Sie deutet auf den Toten.
»Meine Güte, warst du brutal. Und dann das Blut, das du getrunken hast. Dein Gesicht ... Alles rot. Deine Augen leuchten blau, du, du ...« Sie wendet sich ab und läuft davon.

Seufzend schüttelte ich den Kopf, gehe zum Telefon im Salon und rufe von dort die Polizei. Anschließend gehe ich zu meinem Zimmer, betrete das Bad und betrachte mich im Spiegel. Mein Gesicht glänzt an vielen Stellen rot.

Als die Polizei eintrifft, trage ich einen Hausanzug, habe mich gewaschen und dufte angenehm. Jane ist ebenfalls zugegen, hält sich aber von mir fern.

Eine Aussage von mir ist nicht nötig, denn mein Ausweis sagt den Beamten, dass sie hier sind, um den Mist aufzuräumen. Nicht, um Ermittlungen anzustellen.

Jane bleibt auf Abstand, bis die Männer gegangen und die Leichen abtransportiert sind. Erst dann greift sie nach meiner Hand und zerrt hart an mir. »Das war barbarisch!«, ruft sie. »Scheiße, Laura – ich habe mir ins Höschen gemacht!«

»Wir sind keine Pfadfinder, Jane!«, lasse ich sie wissen. »Selbst als Agentin hätte ich nicht viel anders gehandelt. Okay, sein Blut zu trinken wäre sinnlos gewesen. Aber am Ende hätte ich gewusst, was mir wichtig ist. Nach sehr vielen Schreien, sehr großen Schmerzen, viel Betteln und Flehen. Ich bin Agentin des MI6 – Menschenrechte sind ein Thema der Politiker; die können sich das leisten. Wir sind an der Front, für uns gelten andere Regeln.«

»Du hast sein Blut getrunken!«

Ich mustere sie nachdenklich. »Du kennst Chantalle. Was denkst du, tut sie so? Und all die anderen Vampire? Denkst du nicht, dass sie Blut trinken, um sich zu ernähren?«

Meine Partnerin senkt den Blick. »Doch. Aber wir beide wohnen unter einem Dach oder – in New York – Tür an Tür. Wir haben jeden Tag miteinander zu tun. Du bist ... mir eine Freundin geworden.«

»Dann solltest du dich daran gewöhnen, dass ich anders

bin. Ich habe meine Freunde verloren, als ich aus Kolumbien zurückkehrte. Ich möchte dich nicht auch verlieren, nur weil ich nicht so bin, wie du es erwartest.«

Damit lasse ich sie stehen und gehe die Treppe hinauf. Sie hat mich gesehen, wie ich bin. Obwohl mir bis zu diesem Abend nicht einmal klar war, *wie* ich bin. Das, was geschah, war eine Mischung aus gewohntem Vorgehen, guter Überlegung und Kontrollverlust. Ich bin nicht stolz auf das, was ich getan habe; auch wenn wir nun wissen, was wir wissen mussten.

Zurück in meinem Schlafzimmer schaue ich auf die Uhr. Chantalle müsste wach sein, daher rufe ich sie an.

Es dauert nicht lange, bis sie sich meldet. Auch Blutsauger gehen mit der Zeit, haben Handys und Internetanschluss.

»Hallo Laura«, kommt es aus dem Hörer. Ihre Stimme jagt einen Schauer über meinen Rücken. Warm, voll Zuneigung. Etwas, das ich nicht einmal bei den Männern oder Frauen fand, mit denen ich mich früher verabredete, die eine Beziehung mit mir beginnen wollten oder mir schworen, mich zu lieben.

»Hallo«, erwidere ich leise. Es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren. »Ich ... hast du einen Moment Zeit?«

»Jederzeit«, erwidert sie. Diesmal sorgt ihre Stimme für ein Kribbeln tief in der Magengegend. Ich würde ihr hier und jetzt meine unsterbliche Liebe gestehen, würde sie mich darum bitten. Obwohl wir einander kaum kennen. Meine Gefühle sind nicht rational, sie beruhen auf uralter Magie.

Wer bin ich, dass ich mich gegen sie wehren würde?

In knappen Worten schildere ich der Vampirin, was vorgefallen ist. Sie hört mir zu, ohne mich zu unterbrechen.

Dann lacht sie leise. »Willkommen in deinem neuen Le-

ben, Laura. *Das* bist du. Du kannst dich dafür hassen oder es akzeptieren.«

»Ich hasse nicht mich«, gebe ich zögerlich zu. »Ich möchte nur etwas mehr Kontrolle über meine Gier. Als ich das Blut sah, da ...«

»Das kommt, keine Sorge. Es war das erste Mal, dass du von einem lebenden Menschen getrunken hast. Du hattest erstaunlich viel Selbstbeherrschung, wenn ich das mal so sagen darf.«

»Oh.« Ich seufze leise. »Jane sah das anders. Ich dachte, sie geht mit einem spitzen Pfahl auf mich los.«

Chantalle lacht. Es klingt wie eine feine Glocke. »Sie ist nett, wissend – und doch unbedarft. Ich kenne sie zwar nur flüchtig, aber eines weiß ich; sie ist eine Liebe.«

Abermals seufze ich. »Diese Telefonate sind lästig. Ich hätte dich vor unserem Abflug besuchen sollen.«

»Was hat dich aufgehalten? Mein Haus steht dir jederzeit offen. Auch wenn unser Band die Distanz übersteht, hätte ich dich doch gerne häufiger in meiner Nähe. Wir leben in der gleichen Stadt und haben uns doch nicht voneinander verabschiedet.«

»Ja ...« Ein Lächeln huscht über mein Gesicht; unwillkürlich. »Ich komme zu dir, sobald diese Mission hinter uns liegt. Versprochen ...«

»Ich warte ungeduldig ...« Sie haucht einen Kuss in den Hörer, dann legt sie auf. Ich bleibe zurück, mit klopfendem Herzen und dem Wissen, dass meine Gefühle fremdgesteuert sind; mehr oder weniger. Durch Magie, aber wohl auch durch die Einsamkeit, in die mich meine Infektion schleuderte.

Nur Sekunden später keimt eine neue Sorge in mir auf. Was, wenn das Virus mutierte, nun auch Vampiren gefährlich ist und sich Chantalle ebenso von mir zurückzieht wie

jeder andere?

Tränen laufen über meine Wangen. Ich hasse die kolumbianischen Wärter, und während ich mein Gesicht in das Kissen drücke, graut vor dem Fenster der Morgen.



Kapitel 9

Von Angesicht zu ... Angesicht?

I

Rumänien

Das Quartier des MI6 in Rumänien liegt in Bukarest, in einer kleinen Seitenstraße und getarnt durch eine Handelsvertretung der *General Exports* - eine Firma, die nicht existiert.

Im Inneren des alt-ehrwürdigen Gebäudes, das selbst während Ceaușescu nicht enttarnt wurde, herrscht ein ebenso alt-ehrwürdiger Stil vor. Zumindest so lange, wie man nicht das im Tiefgeschoss, hinter einer Geheimtür gelegene OC² betritt. Dort laufen die nachrichtendienstlichen Fäden Osteuropas zusammen und von dort aus werden sämtliche europäischen Aktionen geplant, überwacht und gestartet, die östlich von Österreich stattfinden.

Es ist nicht mein erster Besuch im *Secret Intelligence Service Operations Center for Eastern Europe*, wie die Einrichtung heißt. Das letzte Mal startete ich von hier aus nach Bulgarien, um einem Waffenschieber auf die Spur zu kommen, der seine Waren an Mitglieder des islamischen Ter-

2 Operations Center

rors verkaufte.

Nun plane ich hier meinen Einsatz gegen Daniel Bender.

Während im Hauptraum unzählige Monitore an den Wänden hängen, Gespräche geführt werden und Operators hinter ihren Konsolen sitzen, um ihren Job zu tun, hocken Jane und ich in einem der kleinen Kuben, abgetrennt vom Rest durch schallisoliertes Plexiglas.

Uns stehen zwei Monitore zur Verfügung, die Luft ist frisch, temperiert und mit feinem Zitronenduft angereichert.

Eine Datenverbindung dient als Nabelschnur zwischen uns und Paraforce, eine weitere verbindet mich mit Jane sowie der geballten Rechnerpower des OC.

Auf dem Schreibtisch, neben Janes Notebook, den Bildschirmen und zwei Telefonen sowie einem Faxgerät stehen Bilder, die das OC während des Kalten Krieges zeigen. Damals arbeitete man mit gänzlich anderen Methoden und erfüllte doch seine Aufgaben. Sogar eine Enigma hatten sie hier; ob sie jemals zur Dekodierung eingesetzt wurde, vermag ich jedoch nicht zu sagen. Möglicherweise war es schon damals ein Museumsstück.

»Die Burg, die dem A.T.A.U. als Hauptsitz dient, befindet sich nördlich von Ploiești, in einem Ausläufer der Karpaten. Es wird nicht allzu schwer, sie zu erreichen. Der Rest muss sich finden.«

»Agent Stewart?« Ein junger, drahtiger Mann schaut in unseren Kubus. Er trägt eine graue Uniform ohne Hoheitszeichen. An seinem Gürtel ist eine P99 befestigt, in der Hand hält er ein Schnellfeuergewehr. »Wir sind bereit.«

»Commander!«, korrigiere ich ihn. Es ist ein Rang innerhalb des MI6, aber auch innerhalb der Paraforce und verbunden mit militärischen Rechten, sollte dies nötig sein.

»Entschuldigen Sie, Ma'am.« Er nickt als Zeichen, dass er

verstanden hat. »Zur Sicherheit – wir begleiten Sie bis zum Eingang der Burg, aber nicht darüber hinaus?«

»So ist es. Sobald ich mich im Inneren befinde, kehren Sie um. Ein Helikopter soll sich bereithalten, falls meine Rückkehr etwas übereilt erfolgen muss.« Es ist die sanfte Umschreibung für eine Flucht.

Er grinst und geht wieder.

Ich selbst überprüfe den Sitz meiner nachtschwarzen Kleidung. Sie stammt, genau wie unsere technischen *Spielzeuge*, von Haiku Technology. Sie ist dünn, flexibel und überaus sicher. Eine Kugel kann den Stoff nicht durchschlagen, ein Schwert ihn nicht durchdringen. Er reguliert die Temperatur, überträgt Vitalzeichen an den PDA und kann im Bedarfsfall als Wingsuit dienen.

»Wie sehe ich aus?«

Jane grinst schwach. »Ziemlich cool. Die Jungs in der Burg werden das zu schätzen wissen. Ein bisschen weniger körperbetont wäre nicht schlecht gewesen.«

»Tja, Japaner ...« Ich grinse schwach und lege die Pistole um. Anschließend überprüfe ich das G11. Es ist ein experimentelles Gewehr, das es nicht in die Serienreife schaffte. Und doch wurde es von Paraforce gerodet, denn es ist eine ziemlich gute Waffe. Von ihrem futuristischen Design einmal ganz abgesehen ...

»Ich wünsche dir Glück!« Jane steht auf und haucht mir einen Kuss auf die Wange. »Pass auf dich auf bei diesem ersten Einsatz.«

Ich grinse schwach, erwidere aber nichts. Für sie ist es der erste Einsatz, für mich der ... *keine Ahnung*. Irgendwann hört man auf zu zählen.

II

Die Burg erhebt sich majestätisch in den dunklen Himmel. Wind bläst zwischen den eng stehenden Bäumen hindurch, Wolken ziehen über mir hinweg und verdecken Mond und Sterne; die Sonne ging vor knapp einer halben Stunde vollends unter.

Meine Augen durchschneiden erneut die Finsternis, sodass ich auf den Nachtsicht-Modus der Brille verzichten könnte. Ohne diesen würde Jane jedoch nichts sehen, da die Kamera darauf angewiesen ist. Darum ist er zugeschaltet, sodass meine Augen ein wenig schmerzen. Es ist *zu* hell.

Meine Begleiter haben den Heimweg angetreten, genau wie befohlen. Nun bin ich auf mich alleine gestellt. Das ist keine Besonderheit, in Anbetracht der Umstände jedoch auch nicht erfreulich.

»Jane, ich brauche einen Eingang!«

Meine Partnerin lacht leise. »Ich dachte, du würdest die Wände emporlaufen. Machen das Vampire nicht?«

»Ich bin keine Vampirin. Außerdem glaube ich nicht, dass Chantalle die Wände emporlaufen kann. Ich frage sie bei Gelegenheit.«

»Es gibt das große Tor, aber das solltest du nicht nehmen. Es ist zudem geschlossen.«

Ich höre das Tippen von Fingern auf der Tastatur.

»Ah hier! Eine schmale Öffnung auf der Westseite. Sie führt zur Küche. Früher gab es einen Schlussstein, den man von innen öffnen musste, aber der ist kaputt. Du kannst rein.«

»Woher weißt du das alles?«, wundere ich mich, während auf dem Bild des PDA, wiedergegeben von der Brille, ein Wegpunkt erscheint. Ich muss ihm nur folgen, um zum

Ziel zu gelangen.

»Recherche, Bilder, Wärmesensoren. Ich wusste nie, was für Möglichkeiten man hat, wenn einem Satelliten der Geheimdienste zur Verfügung stehen. Wusstest du ...«

»Ja, ich muss auf meine Umgebung achten.« Damit schneide ich ihr das Wort ab, husche durch die Nacht und schaue mich gleichzeitig um. Meine Sinne sind gespannt; die Laute der Nacht dringen deutlicher als je zuvor an meine Ohren. *Laura 2.0 eben.*

Dann, noch bevor ich ihn sehe, nehme ich den Werwolf wahr. Er nähert sich mir von links, hat meine Fährte aufgenommen und wird mich angreifen; da besteht kein Zweifel.

Ein Wachhund ...

Ich ziehe meine Pistole. Längst ist der Schalldämpfer aufgeschraubt.

Dann ist das Wesen da, erscheint aus dem Dunkel und knurrt gefährlich. Seine Augen funkeln gelb, Geifer läuft über seine Lefzen.

»Hallo Köter!«, reize ich ihn. »Na, warst du auch dabei, als unschuldige Mönche abgeschlachtet wurden?«

Er neigt den Kopf zur Seite, sein Mund öffnet sich. Entweder will er angreifen, seine Reißer präsentieren oder ein Heulen ausstoßen.

Noch bevor er *was auch immer* tun kann, richte ich meine Waffe auf sein geöffnetes Maul und drücke ab. Drei Kugeln jagen in seinen Rachen und schleudern ihn zu Boden. Zu hören ist lediglich ein leises Husten der Pistole, Rauch steigt vor dem Lauf auf.

Der Werwolf krümmt sich. Er will wimmern, heulen, stöhnen – und schafft es nicht, auch nur einen Laut ausstoßen. Die Kugeln haben seinen Rachen durchschlagen und sind in seine Wirbelsäule eingedrungen. Dort breitet

sich die zerstörerische Flüssigkeit der Munition aus, vernichtet seinen Keim *und* das Gewebe. Seine Glieder zucken. Sein Kopf pendelt vor und zurück.

»Shit!«, wisperst Jane. »Ich hatte ihn kaum auf dem Bild. Du hast ihn vor mir gespürt. Wie hast du das gemacht?«

»Witterung.« Kurz konzentriere ich mich, während der Lykanthrop verendet. Die Rückverwandlung setzt ein, kurz darauf liegt ein nackter Mann vor mir, die Augen tot in den Nachthimmel gerichtet.

Kurz nur mustere ich ihn, setze dann meinen Weg fort.

»Die Öffnung müsste rechts von dir liegen, knapp einen Meter im Durchmesser.«

»Ich hab sie. Hier liegen Küchenabfälle. Bah, das ist ja widerlich.« Mit gerümpfter Nase zwänge ich mich in den sanft ansteigenden Schacht. Der Boden ist nass und glitschig, an manchen Stellen kleben Schalen, Knochen und Breireste. Es stinkt nach vergammeltem Essen.

»Du kommst in der Küche raus«, dringt es knisternd an mein Ohr. Die dicken Mauern stören die Kommunikation. »Melde dich, wenn du dort bist.«

Weiter und weiter krieche ich durch den Schacht. So lange, bis er einen Knick beschreibt. Es geht steil nach oben, aber nur knapp einen halben Meter, ehe er endet.

Ich schiebe mich in die Höhe, umfasse den Rand des Müllschachts und ziehe mich hoch.

Vier Personen halten sich in der Küche auf. Zwei Männer und Frauen, die mit Töpfen und Pfannen hantieren.

Ich ziehe meine Waffe und rufe laut, dass sie alle ihre Hände in die Höhe nehmen sollen. Erschrocken starren mich die Leute an, folgen aber meinem Befehl. Zumal ich ihn auf Rumänisch gebellt habe, sie also keinen Grund haben, mich *nicht* zu verstehen.

»Kühlhaus!«

Einer der Köche deutet auf eine Metalltür im hinteren Bereich der Küche, wendet sich dann um und geht dorthin.

Kurz darauf stellen die vier Personen keine Gefahr mehr dar. Nicht nur, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes auf Eis liegen, die Tür ist auch mit einem stabilen Fleischerhaken von außen verriegelt.

»Ich bin im Innern der Burg. Wohin jetzt?«

»Die Küche liegt im Tiefgeschoss. Eine Treppe führt in die große Halle. Von dort geht es weiter nach oben; viele Zimmer, eine Bibliothek.«

»Mach dich darauf gefasst, viel Blut zu sehen!«

Damit verlasse ich die Küche und eile die Stufen hinauf.

Schon in der Halle treffe ich auf zwei Männer in weiten Anzügen. Sie sehen mich, ihr Blick drückt Erstaunen aus.

Doch auch wenn sie Kleidung tragen und sich menschlich geben, können sie sich vor mir nicht verstellen – es sind Werwölfe.

Noch bevor sie reagieren können, schickt meine Pistole ihre tödliche Ladung.

»Shit!«, keucht Jane. »Hättest du sie nicht ...«

»Keine Kommentare zu meinem Vorgehen!«, zische ich. »Du bist mein Operator, nicht meine moralische Instanz!« Kurz orientiere ich mich. Die Halle ist reich verziert mit Wandteppichen, Möbeln und einem prächtigen Mosaik, welches den Boden schmückt und eine Schlacht gegen die Türken zeigt.

»Was befindet sich hier unten?«

»Der Speisesaal sowie ein Raum für verschiedene Anlässe. Zudem hielt der einstige Fürst der Region dort Hof. Thron und so ...«

»Fuck!« Ich laufe zur Treppe, die in den ersten Stock führt. Doch schon nach den ersten Stufen erklingen aus dem Obergeschoss hektische Schritte.

Kleine Wesen kommen mir entgegen, kaum einen Meter groß. Es sind jene, die wir bereits aus dem Film kennen.

Ohne zu zögern stecke ich die Pistole ein und nehme das Sturmgewehr von der Schulter. »Der Helikopter soll sich auf den Weg machen, das wird ungemütlich.«

Dann drücke ich ab und feuere auf die Angreifer.

Die kleinen Gestalten werden von den Kugeln zu Boden gerissen. Nachfolgende stolpern über die Leichen ihrer Gefährten, plötzlich rollt eine kleine Lawine aus zappelnden, zuckenden und toten Leibern auf mich zu. Eilig springe ich auf das Geländer, eile die Treppe hinauf und schieße dabei auch weiterhin auf den Strom der Angreifer.

Das geht so lange gut, bis mir plötzlich Flammen entgegenschlagen. Die Kreaturen besitzen die Gabe, Feuer aus ihren Händen entstehen zu lassen, und es mir entgegenzuschleudern.

Im letzten Moment kann ich nach vorne hechten, durch die Flammen hindurch, die mich streifen und mein Haar versengen. Dann lande ich im Gang des ersten Stocks, schlage hart auf und rolle herum. Der Aufprall erschüttert mich, eine Schmerzwelle rast durch meinen Körper, verebbt aber bald.

Wieder schieße ich und schaffe es, die Angreifer zu verwirren.

Just als das Magazin des Gewehrs leer ist und ich nachladen müsste, sind die Wesen vernichtet. Erst glaube ich, sie alle erledigt zu haben. Doch dann sehe ich, dass sich zwei noch lebende Biester einfach auflösen. So, als hätten sie nie existiert.

Hinter mir erklingt lauter Applaus. Ich fahre herum, bereit, mich auf den nächsten Angreifer zu stürzen.

Zu meinem Erstaunen stehen Xania und Daniel Bender vor mir.

Beide verbeugen sich in gespielter Demut.

»Laura Stewart, die Tochter meines geschätzten Mentors.« Bender tritt vor. »Als meine Leute in Peterborough versagten, ahnte ich bereits, was uns blüht. Gerüchte besagen, dass es eine neue, streng geheime Organisation gibt, welche sich mit dem *Paranormalen* befasst. Eine Organisation, die auf den Ideen deines Vaters beruht.« Er grinst mich an, ehe er direkt auf die Brille schaut. »Wer ist am anderen Ende der Leitung? Jane?«

Ich nicke.

»Hallo Jane, wie geht es dir? Hast du mich vermisst? Mich und meine zärtlichen Hände?« Er lacht leise, während Jane keucht.

»Reden wir Tacheles!«, beende ich das Geplänkel. »Du suchst geheimnisvolle Dokumente, hast die Mönche in einem italienischen Kloster abschlachten lassen und dich selbst zu einem größenwahnsinnigen Magier aufgeschwungen, der die Welt regieren will.« Ich lege eine kurze Pause ein. »Habe ich etwas vergessen?«

»Nein.« Er lächelt. »Ich kenne Geheimnisse, von denen du nur träumen kannst. Als ich hörte, dass du in die Fußstapfen deines Vaters getreten bist, wusste ich, dass es problematisch sein könnte. Eine Agentin des Secret Service, ausgestattet mit modernster Technik und uraltem Wissen *könnte* mir gefährlich werden. Als meine Leute in Peterborough versagten, ergriff ich Maßnahmen.«

»Ach?« Solche Worte gefallen mir gar nicht.

»Ich bin gar nicht hier!«, erklärt er. »Was du siehst, ist mein Astralleib. Ich selbst weile ganz woanders; zusammen mit all den Dokumenten und Geheimnissen, die du suchst.«

Ich hebe die Pistole und schieße, ohne dass Xania oder Bender etwas unternehmen.

Die Kugel gleitet durch den Körper des Mannes und zerstört eine alte Vase, die weit hinter ihm auf einem Sockel stand.

»Du siehst – deine Bemühungen sind vergebens. Wir beide haben noch viel vor.« Bender grinst, während er den Arm um Xania legt. Sie ist ebenso wenig hier, das ist mir klar. »Ich könnte dir anbieten, dich uns anzuschließen. Aber du bist mit Leib und Seele eine Agentin des Secret Service. Eine der *Guten*. Darum mein Rat an die Tochter meines geschätzten Mentors: Lauf, so schnell du kannst.«

Die beiden lösen sich auf. Doch noch während ich frustriert auf die verblässenden Gestalten schaue, grollen Explosionen durch das Gemäuer. Türen werden aus den Angeln gerissen, Flammen lecken auf die Gänge und der Boden bebt.

Scheiße.

Auf der Stelle wirbele ich herum und eile zur Treppe. Steine fallen von der Decke, das Geländer schwankt. Wieder und wieder explodieren Sprengladungen.

Mit einem langen Satz springe ich ab und jage der Halle entgegen. Jane schreit entsetzt, als der Boden mit dem hübschen Mosaik auf mich zurast. Dann erfolgt der Aufprall, doch anders als zuvor reißt er mich nicht von den Beinen. Ich gehe lediglich in die Hocke, fange den Schwung ab und verharre ein, zwei Sekunden. Dann richte ich mich auf und fliehe die Treppe hinab zur Küche.

Hinter mir bricht derweil das Inferno aus. Die Burg wird in ihren Grundfesten erschüttert, Feuer und Trümmer verwandeln das Gemäuer in eine tödliche Falle. Staub erfüllt die Luft und macht das Atmen schwer.

Auch die Küche ist betroffen; das Kühlhaus existiert nicht länger. Die Leichen der Köche liegen verstreut im Raum, brennendes Öl bildet große Lachen auf dem Boden.

Während der Boden bebt und sich ein Spalt auftut, greife ich nach einem großen Kanister Öl, der links von mir auf einer nur noch zur Hälfte existierenden Ablage steht, schraube den Deckel ab und begieße mich damit.

Unter mir bricht der Boden weg.

Gedankenschnell schleudere ich den Kanister in den Schacht, halte mich an einem schweren Herd fest und ziehe mich empor. Dann wuchte ich mich über den Rand des Schachts und gleite in die Tiefe. Den Kanister schiebe ich vor mir her, Öl fließt auf den Stein und macht ihn noch rutschiger, als er ohnehin schon war.

Noch immer bin ich nicht in Sicherheit, denn Steine fallen in den Schacht, Staub dringt ein. Mehrfach erwischen mich Wacker, Schmerzen durchtosen meinen Körper.

Endlich kommt der Ausgang in Sicht. Mit Schwung lande ich auf den Speiseresten, rolle zur Seite und schaue hinauf zu der Burg.

Sie existiert nicht mehr.

»Du hast es geschafft!«, brüllt mir Jane ins Ohr. »Scheiße, das war ...«

Über mir erklingt das charakteristische Geräusch eines Helikopters. Eine Leiter wird hinabgelassen, ich kann mich an ihr emporhangeln.

Im Hubschrauber angekommen lasse ich mich in einen Sitz fallen, ehe ich auf diesen einschlage. *Scheiße! Scheiße, Scheiße, Scheiße!*



Epilog

Life is a bitch

I

New York

Der Film, aufgenommen in Rumänien, flimmert über die Leinwand im Besprechungsraum. Er zeigt mein Vordringen in die Burg, meinen Kampf gegen die Wesen, das Gespräch mit Bender und Xania sowie meine waghalsige Flucht.

Er zeigt nicht meine Enttäuschung.

»Ich denke, diese Bilder beweisen eines – Commander Stewart hat unsere Erwartungen in einem Maße erfüllt, wie es nicht vielen Agenten gelungen wäre«, erklärt Baptiste. Er schenkt Blackstone einen mahnenden Blick.

Der Adlige presst die Lippen aufeinander und nickt.

»Wir haben versagt!«, erkläre ich ohne Umschweife. »Bender ist noch immer dort draußen, wir haben kaum Informationen über seine Ziele und die neu belebten A.T.A.U. Oder künftige Ziele. Nicht einmal diese Xania konnte ich ausschalten.«

»Das war nicht Ihre Schuld. Wir werden eng mit Polizei und Nachrichtendiensten weltweit zusammenarbeiten, um nähere Informationen zu erhalten.« Baptiste lächelt schmal.

»Sie haben hervorragende Arbeit geleistet; ebenso Ihre Partnerin.« Er nickt Jane zu.

Die Besprechung ist beendet, der Fall ruht. Zumindest so lange, bis wir eine neue Spur haben. Die Jagd auf Bander und seine Leute ist noch lange nicht vorbei. Es führt lediglich mit einem Punkt Vorsprung, hat das erste Innings für sich entscheiden können.

Während wir den Raum verlassen, gibt mir Singh ein Zeichen. Ich soll ihm folgen.

Jane geht bereits in unser Büro, ich hingegen betrete das Labor des Wissenschaftlers. Sofort kommt er mit Nadeln und Spritzen.

»Das macht Ihnen Spaß, oder?«, frage ich düster.

»Natürlich«, singt er, »ich steche gerne hübsche Frauen mit spitzen Nadeln. Nur darum bin ich Wissenschaftler geworden.«

Er nimmt mir Blut ab, verabreicht mir Vitamine und fragt, ob ich Verletzungen davongetragen hätte. Etwas, das ich verneinen kann.

»Die Virenlast ist noch etwas gestiegen«, erklärt er schließlich. »Die Medikamente sind wirkungslos.«

»Fuck ...«

Er geht zu einem Schrank und nimmt ein paar weiße, neutrale Packungen hervor. »Experimentell«, erklärt er dabei. »Probieren Sie die und kommen Sie in einer Woche wieder her. Die gute Nachricht ist, dass das Virus nicht mutiert. Bislang nicht. Im Falle eines Falles könnten Sie gewandelt werden. Aber daran sollten Sie nur denken, wenn die Erkrankung ausbricht ...«

»Schon gut ...«

Ich nehme die Pillen entgegen und betrachte sie. »Kein Beipackzettel?«

»Jeden Tag eine, bei Nebenwirkungen kommen Sie zu

mir. Viel Glück, Commander.« Er lächelt, aber dieses Lächeln erreicht nicht einmal im Ansatz seine Augen.

Niedergeschlagen gehe ich in mein Büro, sinke auf meinen Stuhl und starre zum Fenster hinaus. Kolumbien wird mich töten; lange nach meiner Flucht. Einem Damoklesschwert gleich hängt die Infektion über mir. *Mene mene tekel u-parsin.*

II

»Alles wird seinen Weg gehen!«, wispert Chantalle, während ich in ihren Armen liege. Wir sind nackt, der Mond scheint durch das Fenster ihres Schlafzimmers. Sie hält mich wie eine Geliebte, aber auch wie eine Mutter ihr verletztes Kind hält. Sie ist all das und noch sehr viel mehr. Unbeschreiblich, unvergleichlich und süchtig machend.

»Und wenn nicht? Was, wenn das Virus mutiert und du mich verstößt, so wie mich jeder andere verstößt, der mit meiner Andersartigkeit nicht klarkommt?« Meine Stimme ist schwach, müde und traurig.

»Das wird niemals geschehen. Wir gehören zusammen, sind verbunden. Meine Liebe zu dir könnte nur erlöschen, wenn sie verraten wird. Wenn du dich von mir abwendest, mir nach dem Leben trachtest. Nichts sonst kann das Band zerstören. Vampirmagie auf höchstem Niveau verbindet uns.«

Ich greife nach ihrer Hand und führe sie zu meinen Lippen. Ihr kühler Körper gibt mir Kraft, ihre Augen blicken liebevoll. Ich möchte die Sekunden einfangen, doch schon am nächsten Morgen wird das Leben seinen Weg gehen, ich die Büros der Paraforce aufsuchen und mich den Herausforderungen stellen, die dieser neue Job mit sich bringt.

Aller Anfang ist schwer ... nicht nur jener von Paraforce, sondern auch jener in mein neues Leben, in meine neue Existenz. Keiner sagt, dass Laura 2.0 perfekt ist. Im Gegenteil ...

ENDE

